

# Erzählungen aus dem neuen Weilbach

## DORFERZÄHLUNGEN über den Ort Weilbach

Heft nr. 5 / Arbeit Nr. 7

Nacherzählt von Hermann Lixenfeld



Volkstümlich-heimatgeschichtlicher Bericht von H. Lixenfeld - Selbstverlag  
Heft Nr. 5 - Erstauflage 1990

## ***Impressum***

© 1990 by Hermann Lixenfeld  
Überarbeitet Auflage ♦ Self-Published ♦ Flörsheim-Weilbach 2020  
Autor: Hermann Lixenfeld  
Anschrift: Am Schlag 4 ♦ 65439 ♦ Flörsheim am Main  
E-Mail: hermann.lixenfeld@web.de  
Layout & Textsatz ♦ Repro & Retusche by Michael Lixenfeld

### **Alle Rechte vorbehalten gemäß UrhG**

Weitergabe, Vervielfältigung und Archivierung dieser Publikation oder von Teilen daraus sind, zu welchem Zweck und in welcher Form auch immer, ohne die ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Verfassers/Rechteinhabers nicht gestattet.

Ausgenommen der in §§ 53, 54 ff. UrhG genannten Sonderfälle zum privaten und sonstigen eigenen Gebrauch.

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

<b>Inhaltsverzeichnis:</b>	<b>Seiten</b>
1 Die neue Zeit	2
2. Bestandsermittlung zum Kriegskassengerücht	3
3 Die Kriegskass	8
4 Zeitgeschehen von 1793 bis 1806	11
5 Fortsetzung der Erzählung	15
6 Weilbachs Flur- und Dorfgeister	22
7 Der Katzelück	28
8 Die Rennsau	30
9 Freunde in der Not	32
10 Begegnungen in Rußland	46
11 Die Flucht ins Reich	53
12 Gewerbe in alter Zeit	64
13 Weilbacher Auswanderer	67
14 Quellennachweis	72

Zur Beachtung: Mit Sternchen (\*) bezeichnete Aussagen sind frei erfundene Ergänzungen

## Die neue Zeit

In jener Zeit des auslaufenden Jahrhunderts, wo die Nacherzählungen meines Buches „Erzählungen aus dem alten Weilbach“ enden, beginnt die neue Zeit für Europa und somit auch für die Menschen in Weilbach.

Die 1789 beginnende Französische Revolution wurde auch in dem von Mainz regierten Weilbach spürbar. Französische Heere überfluteten Europa, und im Sog dieser Bewegungen fielen die letzten Schranken der Leibeigenschaft im Kontinent. 1801 wurden die deutschen Kleinstaaten aufgelöst, und unter dem Druck der Kriegshandlungen und Schlachten wuchs ein großes und starkes Deutschland heran. Nun benötigten die Führer dieser Staatsentwicklung eine selbstbewußte und sportlich trainierte Jugend, die von Männern wie Scharnhorst, Gneisenau, Kleist und von Stein über den Turnvater Friedrich Ludwig Jahn ab 1806 geschaffen wurde. Neben den linksrheinischen Revolutionsclubs, den Handwerkerstuben oder Schützengilden entstand nun eine völlig neue Vereinsforen, dessen Mitglieder sich im ausgehenden 20. Jahrhundert in einzelnen Interessengruppen innerhalb des Muttervereins formierten. Die verschiedenen Interessengebiete der internen Abteilungen erzeugten um die Jahrhundertwende in den straff geführten Turnvereinen einen inneren Meinungsdruck, der veranlaßte, daß sich die Abteilungen nach und nach als Fußball, Handball-, Gesangs- oder Karnevalvereine selbständig machten. Diese neuen Freiheiten prägten, zusammen mit der Industrialisierung und dem dadurch gestiegenen Bevölkerungszuwachs, in Weilbach eine neue Zeitepoche, deren überlieferten Erzählungen mit dem Paukenschlag der Französischen Revolution in diesem Buch beginnen sollen.

Ein Ereignis aus jener Zeit der Koalitions- und Befreiungskriege war für Weilbach das vermeintliche Abhandenkommen von Kriegsgeldern im damaligen Hause „Santel / Müller“, dem späteren Anwesen Peter Remsperger, auf dem Gelände der heutigen Metzgerei Press. Für diese Anschuldigung konnten in den vergangenen 180 Jahren nie ein dokumentarischer oder gegenständlicher Beweis erbracht werden. Lediglich die über dem Gesamtniveau liegenden Besitzverhältnisse der beschuldigten Familie nährten dieses Gerücht.

Die nachfolgenden Erzählungen resultieren aus Überlieferung und eigener Beobachtung. Es wird an dieser Stelle ausdrücklich darauf hingewiesen, daß diese Aufzeichnungen nicht als Hypothesen zu verstehen sind. Mit dieser Niederschrift sollen lediglich Geschehnisse aus dem Dorfgeschehen und Erlebnisse der Einwohner für die Nachfolgenerationen festgeschrieben werden. Die Erzählungen sind in dieser Schrift so genau wiedergegeben, wie sie dem Autor dieser Reihe erzählt wurden. Soweit noch möglich, erhielten alle Informanten vor dem Ausdruck eine Manuskriptkopie zur Stellungnahme, mit der Bitte, nicht richtig wiedergegebene Aussagen zu korrigieren.

## Bestandsermittlung zum Kriegskassengerücht

Die ersten Septembertage des Jahres 1960 waren für viele ältere Weilbacher Bürger ein Ereignis besonderer Art. „Ei Morje werd ein Bäcker Joob sei Haus abgerisse“, erzählte man überall im Dorf, und weil einige diese Nachricht mit einem geheimnisvollen Unterton weitergaben, standen viele Neugierige auf der Brücke und dem Bachplatz zusammen. Die alten Bauern im grünen Arbeitszeug, die Tabakspfeife zwischen den Zähnen und die Hände hinter der blauen Schürze verschränkt, heben sich deutlich von den Fabrikern im blauen Arbeitszeug oder dem abgetragenen Straßenanzug voneinander ab. Man staunte über die Festigkeit des alten Fachwerkes und die Kräfte der modernen Abrißgeräte, bis sich immer mehr Personen gelangweilt vom Orte des Geschehens wieder entfernten.

Als nun die Mauern des Erdgeschosses fielen und der Fußboden aufgerissen wurde, sah man fast nur noch Zuschauer in grüner Kleidung auf der Brücke stehen. Just in dieser Abrißphase gesellte sich Peter Christ wieder hinzu und fragte den Josef Weilbacher: Ei wors guckt ihr denn suu gespannt, wie de Wohnstubbebodden uffgerisse werd?“Der Weilbacher Josef erwidert auf diese Frage: „Ei wors giet dann dich des oo?“ Als Peter Christ nun die Bemerkung machte: „Gell ihr wart' bis Knoche ausgegrorwe wer'n“, erwiderte ihm der wenige Jahre ältere J. Weilbacher in überheblicher Weise „wors waast dann du vun Knoche?“

Peter Christ klärte nun die Zuschauer über Vorkommnisse von 1813 auf, die den meisten Anwesenden mehr oder weniger bekannt waren, jedoch nicht ausgesprochen wurden. Warum man in Weilbach kaum darüber sprach, ist mir noch heute unklar. In einigen altweilbacher Familien jedoch wurden diese Erzählungen in jenen Tagen bruchstückhaft nacherzählt und erweckten mein Interesse. Ich erinnerte mich nun an Erzählungen meines Großvaters Philipp Lang und seiner Geschwister, die ich als Kind nicht recht verstanden hatte, aber auch in späteren Jahren nicht ernst nahm, weil sie mir unwahrscheinlich erschienen sind. Eingeleitet wurden die Erzählungen meist mit der Aussage meines Großvaters, daß sein Großvater Jakob Lang den Kaiser Napoleon gesehen habe, als er in seiner Kutsche in Begleitung seiner Garde durch Weilbach fuhr. Leider habe ich mich darnals mehr für die Geistergeschichten aus Weilbach interessiert und deshalb keine Einzelheiten über Napoleon erfragt. Wir hatten in jener Zeit schließlich selber genug Krieg und außerdem wußte ich ja damals nicht, daß ich diese Erzählungen einmal festschreiben würde.

Mein Großvater war damals im 79. Lebensjahr und stand bei den grün Gekleideten bis zum letzten PickelhieB. Schließlich war dieses Haus ein Teil seiner Kinderzeit. Der gleichaltrige Nachbarjunge Josef Remsperger war mit Großvater befreundet, und als Großvaters Vater starb, nahm ihn der alte Remsperger in Kost und Arbeit auf. Infolgedessen war er in Sache „Kriegskasse“ aus erster Hand informiert und es war verständlich, daß er jene Erzählungen in diesen Tagen mehrfach wiederholte. So erfuhr ich, ob ich nun wollte oder nicht, von einem Philipp Santel und einem Georg Philipp Müller, der bei den Franzosen Offizier war, bevor er dieses Anwesen bewirtschaftete. Von einem Offizier sprach auch Peter Remsperger, als ich ihn 1989 ausfragte, wohingegen Peter Christ 1985 von einem Korporal erzählte. Die Nachkommen der Familie Hochheimer (Küsters) erzählten von einem Leutnant und andere wieder von einem Sergeanten. Übereinstimmend bei allen Varianten war jedoch, daß Napoleons Kriegskasse am Abend des 1.11.1813 in diesem Bauernhof einfuhr und am nächsten

Morgen nicht wieder ausfuhr, wobei mir allerdings nicht klar ist, woher die Beobachter wissen wollten, daß dies die Kriegskasse war.

Sensationslüsterne Übereinstimmung herrscht auch über die Annahme, daß man den Zahlmeister nebst Bewachung umgebracht hatte. Wieso umgebracht? Erfahrene Soldaten im Schlaf erstochen oder gar vergiftet und alles ohne Lärm, wo draußen überall Soldaten lagerten? Wer behauptet denn, daß nach dem Desaster bei Hanau in einem ausgebluteten und flüchtenden Heerhaufen überhaupt Bewacher dabei waren? Auch ist es wohl kaum annehmbar, daß auf der Kutsche stand „Kriegskasse“. Wie aber konnte eine große Kutsche über die total verstopfte Heerstraße fahren, wenn Napoleon laut Überlieferung wegen dieser verstopften Straße am 2.11.1813 mit seiner Leibgarde an den Dörfern Weilbach und Wicker vorbei durch die Felder ritt? Man soll jedoch niemals sagen „das war unmöglich“, denn einem erfahrenen Offizier war wohl zuzutrauen, mit einem leichten Landauer alle verstopften Wege zu umfahren.

Alle Überlieferungen über das Verhalten der Familie Ph. G. Müller in den nachfolgenden Jahrzehnten waren geheimnisvoll. Angefangen bei der nachgesagten Menschenscheu der Familie, deren Nachkommen alle sehr fromm, stolz und unverheiratet gewesen sein sollen, bis hin zu den seltsamsten Verhaltensbesonderheiten im täglichen Leben.

Johann Hart und Hans Krell erzählten mir, daß man in Weilbach noch im 20. Jahrhundert über Sonderlinge, Geistes- oder Verhaltensgestörte und auch über eigenbrödlerische Menschen sagte „ei der is joo besandelt“. Diese Redewendung muß irgendwie aus jener Zeit stammen, als die Familie unter dem psychologischen Druck der restlichen Dorfgemeinschaft stand. Der Ordnung halber muß man aber hier erwähnen, daß die Überlieferung ganz klar die Familie Ph. G. Müller als „besandelt“ nennt, was wiederum den Schluß zuläßt: Philipp Georg Müller hat in die Familie Santel eingehiratet und, wie das noch heute in den hessischen und nassauischen Dörfern Brauch ist, bezeichnete man dorfindern die junge Familie Müller auch weiterhin mit dem alteingesessenen Namen der wohlhabenden sowie angesehenen Familie Santel und sprach kurz und bündig „von Sandels“.

Nun gab es noch eine ganze Reihe von Aussagen, die Großvater oft erwähnte und von anderen Informanten, besonders von Peter Christ, bestätigt wurden. Da wurde also erzählt, daß die Verwandten des Ph. G. Müller hofften, sie bekämen etwas von der Beute ab. Alle jedoch, bis auf eine Ausnahme, wären leer ausgegangen. Die Dorfgemeinschaft habe die Familie Müller ausgeschlossen, und auch die Verwandtschaft hätte kein „Sterwenswörtsche mej met deene gebabbelt“, bis auf oben erwähnte Ausnahme.

Ich weiß sehr wohl, daß man in Weilbach auch später noch andere Einzelpersonen isolierte und sie damit aus der dörflichen Schutzgemeinschaft ausschloss. Die Leiden der Müllerskinder begannen möglicherweise bereits im frühesten Kindesalter, indem sie von der restlichen Dorfjugend verprügelt wurden, ohne daß ein Erwachsener für sie eintrat und sie in Schutz nahm. Schließlich sah man sie nur gemeinsam die Geborgenheit des elterlichen Hofes verlassen. Die Eltern konnten weder in Weilbach noch im Umland eine Wirtschaft betreten, ohne daß sie beschimpft oder provoziert wurden, und ihre heranwachsenden Kinder konnten im gesamten Umland kein Fest besuchen und somit auch keinen Lebenspartner finden. Wer kennt nicht die kleinen menschlichen Gemeinheiten und Verletzungen, die Menschen einer schutzlosen Minderheit antun können, wenn sie keine Strafe zu befürchten haben. Aus Langeweile,

Großtuerei, Haß oder angeberischer Selbstherrlichkeit erfand man unter dem Beifall der Gleichgesinnten ausgefeilte, psychologische Quälereien, die die Betroffenen bis in den geheimsten Winkel ihrer Seele traf. Nach den Überlieferungen muß man es sehr schlimm mit den Santels getrieben haben und seine Mutter habe ihm erzählt „dej worn alleweil verrickt un sein nuor alsford bein Parre gelaafe“. Diese Aussage bestätigt eindeutig die Berichte meiner anderen Informanten, die der Familie Santel allergrößte Frömmigkeit nachsagten. Was blieb ihnen auch anderes übrig, nachdem sie nur noch einen Verwandten, den Pfarrer, und ihren Gott als Tröster hatten. Was aber hat die Weilbacher Menschen so böseartig gegen ihre Dorfgenossen gemacht? War es Neid, Boshaftigkeit oder Angst? Ich erinnere mich an einen Schlußsatz meines Großvaters, der einmal sagte „Ei wor'n der Napoleon noch e'mool noch Weilbach kumme wejer, doo hätt dejer alles korz un kloo haache losse, ha, ha, ha“, lachte er anschließend in seiner biedereren Art. Vermutlich war diese Aussage seine rein persönliche Meinung, die er allerdings irgendwann aus Überlieferungen heraus gebildet haben muß.

Man könnte also davon ausgehen, daß die Mehrheit der Dorfgemeinschaft tatsächlich glaubte, es könnte ihnen allen an den Kragen gehen, wenn Napoleon etwas von dieser Geschichte erfahre. Man weiß aber heute, daß die Großen jener Zeit auch eine gewisse Rechtspflege einhielten. Möglicherweise hätte man Ph. G. Müller vor ein ordentliches Gericht gestellt, und wenn es ganz schlimm gekommen wäre, hätte Napoleon unter Umständen etwas mehr Druck, zu seinen Gunsten, auf die Weilbacher Bevölkerung ausüben lassen. An Leib und Leben jedoch wäre er den unbeteiligten Dörflern deshalb nicht gegangen. Als primäres Motiv könnte man also ausführen, daß die Mehrheit der Weilbacher nach den ersten Jahren des Geschehens aus ehrlicher Angst die oben angeführten Maßnahmen ergriffen. Später jedoch, so erscheint es mir persönlich, nutzte man die Familie als dörflichen Prügelknabe, um ungestraft seine Aggressionen loszuwerden, und die Eigenschaften wie Mißgunst; Neid oder Haß ersetzten die primäre Angstkomponente.

Wieweit nun die Überlieferung glaubhaft ist, kann man aus dem bisherigen Ermittlungsstand keineswegs erkennen. Doch vielleicht sind aus der Betrachtung der Besitzverhältnisse und Spenden mehr Schlüsse zu ziehen. Aus dem Urkundenbuch von 1811 geht hervor, daß ein Philipp Santel mittleren Landbesitz hatte. Auf den Seiten 15 bis 82 kann man sehr gut die Besitzverhältnisse der Weilbacher Bauern überschauen. Als nächster Vermögensbeweis ist die Stiftung des sogenannten „Speckkreuzes“, das auf dem Wegekreuz „Speckweg / Frankenpfad stand und heute die Leichenhalle schmückt, zu nennen. Auf der Rückseite dieser sehr teuren Kreuzigungsgruppe ist als Erbauer ein P. Müller genannt, der im Volksmund mit dem P. G. Müller in Verbindung gebracht wird. Zuguterletzt sei noch die Aussage vieler Altweilbacher erwähnt, die da sagten „Ei die nei Kerch is vum Napoleon seine Kriegskass gebaut worn.

Dies stimmt nur teilweise, weil es Belege über Sammlungen und Zuschüsse gibt, die den Kirchenkeubau finanzieren sollten. Nachdem jedoch Teuerungen und unvorhergesehene Kosten den Neubau stagnieren ließen, soll eine private Spenderin die Restkosten übernommen haben. Ihr Name wurde oft in der Kirchengeschichte genannt, und auf dem alten Friedhofskreuz wurde ihr ein großer Steinsockel reserviert mit der Inschrift: „Fräulein Margareta Müller, die große Wohltäterin der Kirche“. Sie also, die längslebende Tochter der Anna Maria Santel und des Philipp Georg Müller sei, gemäß überlieferter Aussagen, die große Geldgeberin für den Kirchenbau gewesen.

Wieviel sie nun wirklich gegeben hat, steht in keinem Rechnungsbuch, und Nachfahren direkter Nachbarn erzählten noch im 20. Jahrhundert folgende Begebenheiten: Der Dorfpfarrer hätte in der Zeit des Kirchenbaus oft bei Fräulein Müller um Einlaß gebeten. Sie jedoch hätte ihn von den oberen Fenstern aus beschimpft und gesagt: „Der babbelt mir mei ganz Geld ab oder der will mich bestehle“ usw., was den Weilbachern wiederum Gelegenheit bot zu sagen: „Ei die is verrickt“. Es ist zu vermuten, daß die Frau nicht geistesgestört, sondern nur infolge der langen Isolation verklemmt und sonderlich war. Man kann sich gut vorstellen, daß ein solcher Mensch in einen Zwiespalt geriet. Auf der einen Seite standen die einzigen treu verbliebenen Verwandten, von denen sie Pflegehilfe erfuhr oder erwartete und denen sie etwas vererben wollte, und auf der anderen Seite der Pfarrer, der Geld für den Kirchenbau benötigte. Wahrscheinlich kann man annehmen, daß sie das Geld nicht in einer Zahlung als hochherzige Spende, sondern in Raten gab. Sicherlich gab sie die ersten Spenden wirklich frohen Herzens. Als jedoch immer mehr Nachforderungen kamen, entfachte sich ein ganz natürlicher Zorn, der sich hin und wieder unkontrolliert entlud.

Man kann nun dem Pfarrer Hans absolut nichts Unehrenhaftes nachsagen, weil er sich das fehlende Geld für die gemeinsame Dorfkirche von einer kinderlosen Frau beschaffen wollte. Ganz im Gegenteil zu Johannes Feuerstein (Büchspfaff), der ja das Vermögen leiblichen Nachkommen hinwegnahm und außerdem für sich verwendete, weshalb man ihn ja auch verfluchte. Es scheint noch heute offensichtlich zu sein, dass die treu verbliebenen Verwandten ihren Erbteil bekamen. Ich möchte jedoch an dieser Stelle keine Namen mehr nennen, weil deren Nachfahren ja noch unter uns leben. Großvater war mit jenem Nachfahren auch befreundet und hat oft einmal angedeutet, daß die Familie geerbt hatte. Desgleichen erzählten mir auch Peter Christ und andere Informanten.

Zum Schluß der Bestandsermittlung muß man noch fragen, ob ein reichlich mit Äckern bestückter Hof in jenen Kriegszeiten von 1792 bis 1815 einen größeren Überschuss erwirtschaften konnte? Nach heutigem Wissensstand über jene Zeiten wäre die Antwort ein klares Nein, weil die Abgaben und Plünderungen durch Alliierte und französische Heere den Bauern am Rande des Verhungerns hielten. Was jedoch nicht ausschloss, daß es Franzosenfreunde gab, die einen gewissen Schutz durch die ständigen französischen Besatzer hatten, und dadurch einen besseren Verkaufserlös für ihre Produkte erzielten.

Berthold Auerbach schrieb 1842 „An Custine haften hier noch viele Erinenerungen, mehrere begeisterte Männer riefen ihm bei seinem Durchzuge nach Hanau aus den Fenstern Vivat zu, bald darauf wurde ihnen aber von den Reichstruppen alles kurz und klein geschlagen“. Vielleicht war der alte Santel einer jener Männer und die Abneigung der übrigen Weilbacher gegen Franzosenfreunde bzw. die Familie Santel hätte bereits hier ihren Anfang genommen. Als er dann später noch seine Tochter mit einem Maingauer verehelichte, der unter Frankreichs Flagge als Offizier gekämpft hatte, wurde diese Diskrepanz noch verschärft. Die Kriegskasse schließlich brachte dann die schwelende Glut zum Lodern.

In diesen Abschnitt sollte jedoch auch noch die Frage gehören, ob die Santels durch die Isolation vom Ortsgeschehen so viel Geld sparen konnten, daß diese Spenden möglich waren? Die Antwort lautet eindeutig nein, denn die Lebenserhaltungskosten blieben genau wie vor der Isolation und das Wenige, das man für Feste ausgibt, erspart kein

Vermögen. Bevor ich diese Überlieferungen festschrieb, sprach ich mit Willi Hochheimer, der mit großem Fleiß von Würzburg bis Wiesbaden eine riesige Menge Dokumente nach Weilbach holte und von Wilfried Theiss übersetzen lies. Er meinte nur lakonisch „Des is alles nur Leitgebabbel, alles Quatsch! Awwer schreib halt trotzdem e'mool uff, wors die Aale erzählt hawwe. „Dieses Leutegerede habe ich hiermit in dieser Bestandsermittlung für spätere Lokalhistoriker festgeschrieben. Die nachfolgende Nacherzählung soll wieder wie in „Erzählungen aus dem alten Weilbach“ mit Bezugsquellen belegten Ereignissen aus jener Zeit so vermischt werden, daß auch der geschichtlich unvorbelastete Leser alle äußeren Zusammenhänge erkennen kann und nicht bei der Lektüre mangels Verständnis ermüdet. Darüber hinaus soll der geschichtlich vorbelastete Leser die mit Indices versehenen Aussagen überprüfen, bzw. die mit Sternchen bezeichneten, frei erfundenen „Füllbrücken“ erkennen können, damit nicht der Vorwurf einer Geschichtsfälschung entstehen kann.

Die überlieferten Angaben wurden nicht auf ihren Wahrheitsgehalt hin überprüft, weil es den Rahmen einer Nacherzählung sprengen würde. Für lokale Geschichtsforscher stehen folgende Unterlagen zur Verfügung: Ortsarchiv Weilbach, Kasten Nr. 27 bis 34, fast alle Urkundenbücher von 1792 bis 1815, Kasten Nr. 28 bis 36, fast alle Gemeinderechnungen von 1792 bis 1815, und im Kasten Nr. 29/30 sind Kriegsrechnungen und Urkunden von 1792 bis 1801. Familiendaten sind aus den in Limburg eingelagerten Kirchenbüchern ersichtlich. Über Philipp Sandel kann man z.B. aus den Rechnungsbüchern von 1800 bis 1817 entnehmen, daß er unter Schultheiß Breckenheimer und Bürgermeister Johann Schäfer in jener Zeit als Gemeinderatsmitglied kommunal tätig war.



## Die Kriegskass

Zu Kurfürst Zeiten, als Weilbach noch zum Kurfürstentum von Mainz gehörte, war gut leben. Solche Sprüche hörte man von den ganz alten Weilbachern immer dann, wenn es uns, wie auch im 2. Weltkrieg, wieder einmal besonders schlecht ging.

In Mainzer Literatur befinden sich diese Aussagen bestätigt, und selbst Auerbach zitiert 1842 einen Weilbacher Bauern: „Ja damals, da hielt die Gemeinde noch zusammen, da hat man keinen Bürgersmann sinken lassen,“... und „Damals war das Unglück von Einem noch das von der ganzen Gemeinde,“ . Aber auch alle Urkundenbücher der Gemeinde bestätigen diese Aussagen immer wieder über die Auszüge der sogenannten „Armenfond “. Die Aufbauzeit nach dem 30-jährigen Krieg hatte doch in Land und Gemeinde einen Zusammenhalt erwirkt, der jedoch nach 1789 durch die Pfeile der Französischen Revolution ähnlich einer Seifenblase zerplatzte.

Es fing damit an, dass der Kurmainzer Hofgerichtsrat eine Verordnung erließ, wonach sich alle wehrpflichtigen jungen Leute einen Zopf wachsen lassen mußten. Diese Maßnahme erweckte, abgesehen von wenigen Ausnahmen, keine Freude bei der Jugend. Eine dieser Ausnahmen jedoch kann P. G. Müller gewesen sein, der gesund, intelligent und voller Ideale vielleicht der Einberufung entgegen sah, (\*) die nicht lange auf sich warten ließ.

Bereits Mitte August 1792 wurden eine Artillerie- Abteilung und zwei Infanterie Bataillone zusammengestellt, die am 21.8. ein Übungslager bei Heiligkreuz bezogen. Doch fanden sich täglich viele Angehörige der gezogenen, aber auch Mainzer Bürger ein, so daß die Übungen mehr einem Jahrmarkt als einer Militärausbildung glichen. Schließlich marschierte die ungeübte Truppe frohen Mutes nach Speyer, wo sie am 30.9.1792 ihre ersten toten Helden sahen und allesamt in Gefangenschaft gerieten.

Philipp Santel zählte in Weilbach zu den wohlbegüterten Bauern und war vielleicht nicht immer mit der Kurmainzer Regierung zufrieden. Möglicherweise äußerte er auch frank und frei seine Meinung von wegen den Kleinen, die nicht aus eigener Kraft leben können und den Großen, die für einen prunk- vollen Lebensstil große Summen abschöpften. Zusammen mit den Händlern in Mainz und den großen Bauern im Maingau war er sich einig darüber, daß diese Kosten ja schließlich an ihrem Verdienst abgingen. Um nun mit den ihm verbliebenen Erzeugnissen optimale Gewinne zu erzielen, verkaufte er vielleicht sogar seine Waren in Mainz, und da er Handel mit allerlei Gesprächen verbunden wurde, war er weltlich und politisch sehr gut informiert. Ihm war möglicherweise die politische Lage in Frankreich schon seit 1789 bekannt, und der Sturm auf die Bastille am 14.7.89 sowie die Abschaffung der feudalrechte ließen vielleicht bei ihm und seinen Gesinnungsgenossen die Hoffnung aufkommen, daß irgendwann die Obrigkeitsabgaben etwas abgesenkt würden, falls diese Freiheit bis nach Mainz käme. Sicher konnte er schon mitreden, der Philipp, wenn Kutscher oder Reisende am Bauertisch saßen in Comelius Lang's Wirtsstube „Zum weißen Roß“ und mancher Reisende mag über seine Kenntnisse gestaunt haben. Richtig stolz waren sie möglicherweise auf den Santel, und solange Friede war im Lande, nahm man ihm auch keine Kritik am Kurfürsten Karl Joseph von Erthal für Übel. (\*)

Vielleicht hatte er auch im Sommer 1792 eine große Fuhre Getreide nach Mainz zu fahren, weil das Militärlager bei Heiligkreuz zu versorgen war. Die Preise waren sicher gut, und weil man noch die Weilbacher Rekruten besuchen wollte, durften die Kinder mitfahren. Das war eine fröhliche Fuhre, die bei Tagesgrauen aus Weilbach 'gen Mainz rollte. Möglicherweise dachte er auch an die letzte Mainzfahrt mit Kinderbegleitung am 1. Pfingstfeiertag 1791, die mit einer Enttäuschung der Kinder endete, weil sie keine Emigranten sahen. In der Tat sahen sie in dem festlich hergerichteten Mainz schön gekleidete, festliche Leute, die sich überhaupt nicht von der Mainzer Gesellschaft unterschieden. Was sie sich wohl unter Emigranten vorgestellt hatten? (\*) Und wegen so etwas hatten sie in Weilbach versäumt, mit dem Pfingsthannes, einem mit Schilfgras umwickeltem Buben, durch das Dorf zu ziehen und Eier oder Kuchen zu sammeln, den man dann gemeinsam um den Brunnen sitzend verzehrte.

Darnals wollte der Mainzer Kurfürst seine Schicksalsverbundenheit mit den französischen Emigranten öffentlich zum Ausdruck bringen und hatte zum 1. Pfingstfeiertag 1791 für 600 Emigranten eine Festtafel gerichtet. Santel könnte von seinen Mainzer Freunden Order erhalten haben, am Vorabend geerntete Salate und Gemüse zu organisieren, was zu dieser Jahreszeit fast unmöglich schien. Doch vielleicht hatte er in der Umgegend die gewünschte Menge in guter Qualität zusammen gebracht, und das Geschäft hatte sich damals wirklich für alle Beteiligten gelohnt. (\*)

Nachdem man die Geschäfte abgewickelt hatte, dürfte sich der Besuch am Übungsplatz auch gelohnt haben. Schließlich konnte man die Weilbacher Rekruten zwischen den vielen jungen Leuten exerzieren sehen, und vielleicht hat die gerade aus den Kinderschuhen herausgewachsene Anna Maria Santel ihren späteren Mann Philipp Georg Müller als den besten und schönsten Soldaten bewundert, wer weiß?

Von den Gefangenen des 30.9.1792 dürfte man wenig gehört haben, aber es ist hinreichend bekannt, daß es den Franzosen in diesen Kriegen gelang, vom Einzelnen über Kompanien bis hin zu Armeen für ihre Zwecke umzufunktionieren und in anderen Teilen Europas einzusetzen. Mit der Kriegserklärung der Französischen Revolutionäre vom 20.4.1792 an Österreich trat immerhin halb Europa gegen Frankreich an und dazu brauchte man Soldaten. Man kann wohl davon ausgehen, daß zwischen dem 30.9.1792 und 1800, der Entscheidungsschlacht bei Marenga, überall Menschen aus dem Kurmainzer Gebiet mitkämpfen mußten. Wer bis dahin noch lebte, musste ein guter Soldat sein, und ein guter Soldat, mit der erforderlichen Intelligenz gesegnet, konnte es bis zum Leutnant gebracht haben.

Doch in Weilbach war bis dahin viel geschehen: Am 19.7.1792 fuhren Kaiser Franz, sowie der König von Preußen und zahlreiche Fürsten mit Gefolge durch Weilbach nach Mainz, um den Feldzug gegen Frankreich zu organisieren und am 22.7. reisten sie wieder zurück. General Custine hatte am 29.9. Speyer erobert und unsere Rekruten am 30.9. als Nachtisch vernascht, um am 22.10.92 mit klingendem Spiel in Mainz einzuziehen. Wenige Tage vorher rumpelten die Kutschen des Kurfürsten und seiner Regierung über das Weilbacher Bachkatzenpflaster und mancher Weilbacher soll ihnen ernst und sorgenvoll nachgeschaut haben. „Wo sein unser Buuwe?“ hätten sie fragen können, denn sie wussten ja, was vor Speyer passiert war; aber sie blieben stumm. Ein sarkastischer Spruch jedoch soll zu jener Zeit in Weilbach oder Umgebung geprägt worden sein „irscht mußte mejer laafe, derweil er uns beschitze wollt, un jetz muß er laafe, derweil er uns nit beschitze kann“.

Womöglich war dies eine Anspielung auf die vielen Kriegs-, Frohn- und Vorspanndienste der Vergangenheit. Mit ihm jedoch zogen die guten Zeiten aus Weilbach aus und er selber kam nie mehr zurück.

Die Franzosen zogen gemäß R. Schäfer bereits am 23.10.92 nach Höchst sowie Frankfurt und erpreßten oder raubten im Umkreis von Weilbach bis Weilburg. Da nun unsere alten Bauern dem Schriftsteller Auerbach erzählten, daß Weilbacher Bauern dem führenden General Custine aus den Fenstern heraus „Vivat“ zuriefen, mußten sie wohl wie Philipp Santel an der Hauptstraße gewohnt haben. Außerdem müssen dies viele Weilbacher gesehen und gehört haben, weil sie am Straßenrand standen, vielleicht in der Hoffnung, daß einer ihrer Rekruten in neuer Uniform bei den Franzosen bereits mitmarschierte. Voller Sorgen über das ungewisse Schicksal ihrer Söhne standen sie da und jene riefen den gleichen Soldaten „Vivat“ zu, die wenige Tage vorher ihre Buben gefangen oder gar getötet hatten? Dies wollte wohl nicht in die Bauernschädel eingehen. Diese Dorfgenossen, fragen sie, können doch nicht unsere Freunde sein? Und es ist wohl anzunehmen, daß es in den Wirtschaften zu harten Wortgefechten kam, die von beiden Seiten nicht vergessen wurden und zu einem Bruch des Dorffriedens führten, der sich später auf die Familie Santel konzentrierte.

Als nun jedoch Frankfurt und Höchst am 2.12.1792 von Preußischen und Hessischen Truppen unter General von Kalkreuth gestürmt wurden, wurde der Maingau von beiden Fronten geplündert. Nun müssen aber Weilbach, Flörsheim, Wicker besonders hart geschädigt worden sein, weil sich verweilende Abteilungen aus nächster Nähe versorgten und dies kam so: Bei Schürfversuchen nach Kohle wurde 1784 die Schwefelquelle wiederentdeckt, und vom Kurfürsten zwecks Wasserversand ausgebaut. Man spricht von 600 Krügen, die noch 1784 zum Versand kamen, und als die Kriegshandlungen begannen, wollten die Truppen das Heilwasser benutzen. So trug es sich zu, dass am 5.12.1792 etwa 6.000 Franzosen an der Quelle lagen. Sie hoben Löcher aus, um die Wunden ihrer Kameraden im Schwefelwasser zu baden.

Abgelöst wurden die Franzosen am 15.12.1792 durch 1.400 Alliierte Soldaten, die nun ihrerseits das Heilwasser nutzen wollten. Zuvor hatten sie Custines Soldaten bis hier verfolgt und zwischen Flörsheim - Hochheim überfallen und vertrieben. Leider jedoch verließen sie die befreiten Dörfer am Abend, so dass sie der Gegner wieder besetzte. Wochenlang soll es so hin und her gegangen sein, und da Weilbach in dieser Frontlinie lag, muß man nicht extra betonen, daß Menschen, Vieh und Sach für beide Parteien vogelfrei waren. In all jener Not mußten die Verbündeten nach der Befreiung Königsteins am 7.3.1793 von der Maingauer Bevölkerung mit Pferden, Verpflegung und Quartier versorgt werden. Wie die Weilbacher diese Kosten aufbrachten, ist heute unvorstellbar, doch geben die am Schluss der Bestandsermittlung zitierten, gut erhaltenen Archivunterlagen klare Auskünfte über Abgaben, Sonderabgaben, Kriegsabgaben, Plünderungen, uneheliche Kinder infolge Vergewaltigungen, Kriegsschuldung und Besatzungsgelder wieder. Der damals im Maingau entstandene und noch heute von besorgten Eltern benutzte Warnruf an ihre Töchter „mach mer nur koo Visemadente“, was soviel heißt wie „komm in mein Zelt“, ist heute noch im Sprachgebrauch.

Nun ist ja von Auerbach klar überliefert, daß die Reichstruppen den „Vivat“ -Rufern alles kurz und klein schlugen, was beweist, daß es Denunzianten bzw. zwei kontrahierende Gruppen in Weilbach gab. Hier Revanche und da Revanche, und in kürzester Zeit war der Dorffriede vom Kriegsvirus befallen. Die vermutliche Entstehung der Weilbacher Diskrepanz und ihre vermeintlichen Ursachen müßten nun für diese Nacherzählung ausreichend erklärt sein. Da jedoch diese Zeilen nur einen kleinen Anfang der Weilbacher Beschwerden ausmachen, soll die Erzählung hier unterbrochen und das Zeitgeschehen bis zur Weitererzählung im Kurzstil notiert werden. Wer also nicht interessiert ist, diese trockenen und dokumentierten Geschichtsdaten zu erlesen, der möge die nächsten drei Seiten einfach überblättern.

Dem geschichtsinteressierten Leser aber ist hier die Gelegenheit gegeben, selber die Kernfrage mit zu beantworten, ob eine Hofreite in jener Zeit ein Vermögen erwirtschaften konnte, aus dessen Restsubstanz noch 1873 der heutige Kirchenbau restfinanziert wurde. Das wirkliche Ausmaß dieser fürchterlichen Notzeiten für unser Dorf kann man jedoch nur durch zeitgenössische Aufzeichnungen und Tagebücher aus dem Umland erfahren.

## **Zeitgeschehen von 1793 bis 1806**

Am 21.2.1793 fuhren die ersten Kanonen für die Belagerung von Mainz durch die Reichstruppen vor Hochheim an. Am 20.6. begann die Beschießung, und am 22.6. kapitulierten die Franzosen. Die Bevölkerung der umliegenden Dörfer und Städte bis hin zu Goethe waren Zuschauer dieser Handlungen. Später, um den 2.11. suchten „Freund und Feind“ Heilung an der Weilbacher Schwefelquelle.

Am 5.5.1794 herrschte in Weilbach und umliegenden Dörfern Typhus. Die Franzosen unter General Jordan umschlossen die linke Seite von Mainz am 23.10.1794, und 1795 auch die rechte Seite der Stadt bis hin nach Hochheim. Die alte Schule von Weilbach soll als Lazarett gedient haben und in Weilbach sollen am 24. und 25.9.1795 „Entsetzliche Plünderungen“ verübt worden sein. Nach weiteren schrecklichen Plünderungen am 29.9. bis 13.10.1795 in Weilbach und Umgebung soll im Maingau zur Volksbewaffnung aufgerufen worden sein. Schließlich bezieht General Nauendorf an der Nidda Stellung, gewinnt am 12.10.1795 die Schlacht bei Höchst und erbeutet bei Hochheim Kanonen, 16 Artilleriewagen und 300 Soldaten. Am 27.10.1795 bezogen dann die Deutschen unter General Clairfait ein Lager zwischen Wicker, Flörsheim und Weilbach, von wo aus sie am 29.10.1795 Mainz zurückeroberten.

Am 21.4.1796 eroberten die Franzosen den Maingau unter General Jordan wieder zurück und belagern Kastel, ziehen jedoch am 9.9.1796 ab und überlassen den Österreichern den Maingau als Winterquartier.

Nun eroberten die Franzosen am 21.4.1797 Königstein, Nied und Höchst und streiften bis nach Weilbach. Des Nachts soll man die Feuer der Französischen Vorpostenkette über den Höhen zwischen Wicker, Weilbach und Diedenbergen gesehen haben. Schließlich besetzten die Franzosen Mainz wieder am 31.12.1797. Der Friede von Campoformio war für den Maingau leider nur ein kurzes Glück.

War der 1. Koalitionskrieg von 1792 bis 1797 hart zu nennen, so war der 2. Koalitionskrieg von 1798 bis 1801 noch härter, weil der Maingau schon lange durch die Kriegslasten hoch verschuldet war. Wenn das fruchtbarste Gebiet dieses Landes infolge Krieg nicht mehr produzieren konnte, und Eigenverbrauch, Zwangsabgaben sowie Plündergut teuer aus dem Hinterland über Schuldverschreibung beschafft werden mußte, ist dies wohl verständlich.

1799 wurde Höchst von Preußisch-Österreichischen Truppen eingenommen, während Weilbach französisch blieb und die Schwefelquelle ständig von verwundeten Soldaten umlagert war. Im Mai greift der Volkssturm ein und liefert sich mit denen in Weilbach und Wicker lagernden Franzosen kleine Geplänkel. Am 6.9.1799 standen bereits 20.000 Landsturm-Männer in Front und lieferten zwischen Weilbach und Hattersheim am 4. 10. das erste große Vorpostengefecht. Am 5.10.1799 war Höchst wieder von Franzosen besetzt, die am 7. 10. nochmals bis Hattersheim zurückgeschlagen wurden. Bei diesem Hin und Her wurden unsere Dörfer wieder schrecklich geplündert. Im Winter soll Höchst nochmals kurz in Deutscher Hand gewesen sein und dann bis zum Frieden von Luneville unter Französischer Besatzung.

Das Gefecht vor Wicker am 1.3.1800 ist eine umstrittene Überlieferung. Die Zeitschrift „Nassauische Heimat“ berichtete darüber und auch Wilhelm Sturmfels, Rudolf Schäfer, Walter Schmengler, Biirgermeister Lauk, sowie Karl Volk. Man gewinnt jedoch immer mehr den Eindruck, daß einer vom anderen abschrieb, ohne die eigentliche Quelle zu kennen. Es wird wohl so gewesen sein, daß es sich um eines jener Scharmützel handelt, die in den Urkunden ungenannt blieben und in jenen Jahren überall um unsere Dörfer ausgetragen wurden.

Im Dezember 1989 ist Heimatforscher Willi Hochheimer abermals am recherchieren, ob und in welchem Jahre dieses Gefecht stattgefunden hat. Grundlagen seiner Untersuchungen sind eine kolorierte Zeichnung und ein Aquarell, die jenes Ereignis darstellen. W. Hochheimer trifft bei vielen befragten Experten aus dem Maingau auf recht kontroverse Meinungen. Einige der befragten glauben dem überlieferten Datum um 1800 und andere wiederum vermuten, anhand der zusammengewürfelten Uniformen angreifender französischer Kavallerie, das Jahr 1813. In der Tat berichten alle Schriften von schlecht ausgerüsteten Truppen, die unter größtem Zeitdruck aufgestellt, in den aufgezwungenen Krieg gegen die preußischen Verbündeten ziehen mußten. Beide Bilder zeigen kämpfende Truppenteile. Zwei Fixpunkte, rechts oben die Gebäude von Wicker und links unten die Landwehrwarte, bestimmen als Austragungsort das Gebiet östlich der Flörsheimer Kriegerkapelle. Heimatforscher aus Wicker vermuten jedoch, daß dieses Bild irgendwann beim Drucken spiegelverkehrt aufgelegt wurde, weil der Kirchturm hinter dem Kirchenschiff dargestellt ist. Wird das Bild aber umgedreht, damit sich die Kirche richtig darstellt, fand das Gefecht an der Hochheimer Straße am Wilhelmsberg statt. Eindeutig erkennbar sind lediglich französische und alliierte Uniformen. Ob Hypothese oder Überlieferung, Zeitpunkt und Austragungsort bleiben weiterhin ungeklärt.

Eine andere Überlieferung nennt einen Soldatenfriedhof bei der Johanniskirche. Hier kann es sich um Gefallene aus den Scharmützel der Umgegend und um Verstorbene aus dem Lazarett in Weilbach gehandelt haben. Jugendliche, die hier nachgruben, fanden tatsächlich Uniformknöpfe und Rosenkränze. Aber auch das Gebälk der Johanniskirche muß in jenen Jahren von den Soldaten verbrannt worden sein,

womöglich trug man dann in den Folgejahren die Mauern ab, und nur das Gedenkkreuz markierte bis 1936 den Standort. Die letzten Gefechte in Weilbach, Hofheim und Hattersheim fanden am 4.7.1800 statt, wo man die Franzosen bis Wicker zurückdrängte. Doch am 5.7.1800 hatten 6.000 Franzosen das Gebiet bis Höchst wieder erobert. Der Frieden von Luneville setzte dann einen Schlußpunkt hinter den 2. Koalitionskrieg.

Napoleon hatte mittlerweile in Frankreich die größte Verfügungsgewalt, führte andernorts weiterhin Kriege, und die Menschen im Maingau hatten vier Jahre Zeit, die Schäden in Haus, Hof und Flur notdürftig zu beheben. Weilbach und der Maingau gehörten jetzt zu Nassau und mußten am 3.9.1805 bereits wieder Menschen, Geld und Material für den 3. Koalitionskrieg von 1805 bis 1806 liefern. Nassau mußte mit Österreich und den Koalitionspartnern gegen Napoleon kämpfen, und als am 24.09.1805 batavische Truppen Mainland und Taunus überfluteten, wehrte man sich durch die Bildung des Rheinbundes. Nach der verlorenen Schlacht bei Austerlitz am 2.12.1805 mußten hier alle Kriegsmaterial an Napoleon liefern, und am 12.7.1806, nach dem Rheinbund- beitritt zu Frankreich, stehen wieder für den Maingau brutale Truppenaushebungen und Materiallieferungen an.

Frankreich rüstete gegen Preußen, und Napoleon hatte am 12.10.1806 um Mainz alle Truppen zusammengezogen, was er auch später für alle Feldzüge beibehielt. Brutal beutete er den Maingau aus, holte alle wehrfähigen Männer aus unseren Dörfern, und auch unsere Weilbacher Jugend verblutete in Vierzehnheiligen, Jena Auerstadt, Preußische Eilan, Friedland, Spanien, Eggemühl, Aspern, Wagram, Tirol, Berodino, Beresina, Leipzig und Waterloo, und so nebenbei mußten sich auch noch die Rheinbundstaaten gegen die Braunschweiger verteidigen.

Weilbach und Umgebung, einschließlich Mainz, waren durch Hungersnöte sowie Krankheiten baulich und wirtschaftlich ruiniert, wobei allerdings zu bemerken ist, daß Mainz von Napoleon sehr viel früher wieder aufgebaut wurde. Die Kriegsrechnungs- und Urkundenbücher spiegeln die brutalen wirtschaftlichen Zustände jener Jahre in nüchternen Zahlen wieder, Kirchenbücher geben nüchterne Auskünfte über Tod oder Geburten, und Gemeinde- rechnungs- und Urkundenbücher geben nur die Bevölkerungszahlen sowie die hohen uneheliche Geburten oder die Gemeindeschulden an.

Über Plünderungen, Folterungen, Totschläge, Zwangsrekrutierungen und Säuglingstötungen gibt es nur die mündliche Überlieferung. In Tagebüchern von Höchster Bürgern, einem Pfarrer aus Wicker, einem Schulmeister Heilmann aus Hochheim oder dem Mainzer Johann Soengen enden schreckliche Schilderungen oft mit der Bemerkung, dass man nicht fähig ist, die unendlichen Schrecken aufzuschreiben.

Nun möge mir der Leser verzeihen, daß ich meine Nacherzählung mit ermüdenden Geschichtsdaten über jene Schreckenszeit unterbrochen habe. Aber dieses Wissen ist unbedingt notwendig, damit Autor und Leser gemeinsam folgende Fragen beantworten können: Es war doch wohl undenkbar, daß ein Bauernhof in jener Zeit Gewinn einbrachte? Die Wirrnisse der Zeit ergeben wohl, daß Weilbacher sowohl bei den Franzosen als auch bei den Alliierten zum Soldatentum gezwungen wurden? Und daß schließlich die friedliche Dorfzusammengehörigkeit zerbrechen mußte? Ich, der Nacherzähler, würde diese Fragen als unbedingt „für denkbar empfinden“ und, abgesehen von kleinen Einschränkungen, mit „Ja“ beantworten. „Und was glauben Sie?“

Auf jeden Fall aber kann nun „der rote Faden der Dichtung“ wieder die Überlieferungen und quellenbelegten Handlungen zu einer Nacherzählung zusammenheften, und wir setzen die unterbrochene Erzählung im Jahre 1806 fort.

## Fortsetzung der Erzählung

Sehr viel war geschehen in Weilbach. Die Franzosenschwärmerei war durch die schrecklichen Ereignisse der vergangenen 14 Jahre verziehen, aber nicht von allen vergessen.

Ab und zu war in den Dörfern einer der Rekruten von 1792 als Invalide zurückgekommen. Alsdann strömten viele Eltern in das Dorf des Heimkehrers, und fragten nach ihrem Buben Hannes, Josef oder Philipp. Da wurde möglicherweise bekannt, daß er diesen in Oberitalien sah oder jenen in Südfrankreich. Ja, hieß es da, „die hawwe uns domols all in verschiedene Regimente und Kompanien uffgedaalt“. Wer sich nicht fügte, der wurde geschlagen, bis der Widerstand brach und ein paar wenige, die fliehen wollten, wurden wegen Fahnenflucht vor dem angetretenen Regiment erschossen. Sodann war jeglicher Widerstand gebrochen, und sie wurden allesamt gute, französische Soldaten.

Ein wenig erfuhr man nach und nach. Josefs Kompanie war aufgerieben, Hans wurde zuletzt im Lazarett gesehen, oder Wilhelm soll gefallen sein. Stumme Tränen und Angst sah man in den Augen der Eltern und an Feld- und Friedhofskreuzen fand man Blumen der Hoffnung und Trauer zusammen stehen. Die Natur hilft sich allenortes selber, und überall sah man kleine Kinder, obwohl die jungen Männer fort waren. Schließlich waren ja die vielen Jahre über andere junge Männer in fremden Uniformen hier, die sich mit Gewalt nahmen, was sie begehrt, und dem Leben war es egal, wer es zeugte. Die wenigen geschändeten Frauen, die ihre ungewollte Frucht nach der Geburt töteten, zerbrachen mitunter später an ihrer Tat.

Die Alten erzählten den Kindern lieber vom Räuber Schinderhannes oder Picart, die lange von sich reden machten. Drüben in Gimbach soll er wochenlang gehaust haben. Am 13.12.1800 raubte er das Pfarrhaus in Hundsangen aus und am 11.1.1801 beraubte er den Posthalter in Würges.

In der Zwischenzeit soll er beim Andreas Kowald auf der Hasenmühle in Schloßborn gehaust und gar Schlacht- sowie Hochzeitsfeste veranstaltet haben. Als Händler Jakob Ofenbach habe er das Diebesgut im Maingau verkauft, und abends habe er gar Tanzabende in Anton Frankenbachs Wirtschaft abgehalten. Der Schultheiß habe alles geduldet, weil die ihm lieber waren als die Franzosen und außerdem im Volk als so etwas Ähnliches wie Freiheitshelden galten, die den Reichen nahmen und den Armen gaben. Aber vielleicht war es auch nur die Angst vor der Macht jener Räuber.

Der Höhepunkt der Schinderhannes- Erzählung jedoch war immer Philipp Santels Version (\*) von der Hinrichtung in Mainz am 19.11.1802 nachts um 12.00. Er wußte genau zu berichten, wie Schinderhannes schnell die Stufen des Schafotts hinaufging und sagte „Ich habe den Tod verdient, aber zehn meiner Kameraden nicht,“ und Sekunden später habe sein Kopf im Korb gelegen. 26 Minuten später wären alle 20 Räuber enthauptet gewesen und an Ort und Stelle beerdigt worden. Naja, meinte man in Weilbach, in diesen Zeiten geht mancher Bub in den Wald, um nicht mit den Franzosen in den Krieg zu müssen, und wird dann aus Hunger zum Räuber. Viele hatten wohl Verständnis für deren Lage, glaubten gerne die Version der Freiheitshelden oder einer edlen Räuberlegende. Den Philipp Santel aber hatte man in Verdacht, daß er wegen seiner alten Mainzer Beziehungen damals mit dabei war. In jenen Tagen gingen alle wieder nach Mainz, weil jeder glaubte, seine wenigen ihm verbliebenen Erträge dort



besser zu veräußern und günstiger einkaufen zu können. Ganz anders sah sie aus, die altvertraute Stadt, und man mußte schon aufpassen, damit man sich zurecht fand.

In jenen Tagen des zu Ende gehenden Novembers 1806 war der Maingau und die Stadt Mainz übersät mit napoleonischem Militär, und Napoleon selber war in Mainz. „Gen' Preußen geht es diesmal“ sagten einige deutschsprachige der in Weilbach einquartierten Soldaten, und vielleicht kam damals ein Leutnant mit einigen Soldaten, der vor Müllers Hofreite anhielt und den Hof betrat. Die alte Müllerin stand im Hof und schimpfte mit den Soldaten, die überall in Hof und Scheune herumlungerten, weil die Hühnernester seit Tagen leer blieben. Sie schaute den Neuankömmling an und wurde ganz leise: „Philipp, ei Philippsche, ei mein Buub“ heulte sie los und aller Gram war vergessen (\*).

Auch solche Szenen gab es damals sicherlich in unserem Dorf. Da kamen die Nachbarn gerannt und im Nu wußte jeder im Ort „ei de Müller Philipp is houm kumme“ und alle Dörfler liefen zusammen. Ja, selbst die alten Soldaten waren gerührt, als sie erfuhren, daß er vor 14 Jahren fröhlich als Mainzer Rekrut hier auszog und heute als Leutnant zurückkehrte. (\*) So eine Gelegenheit wäre selbstverständlich von allen gefeiert worden und vielleicht hatte sogar Maria Santel die Gelegenheit, ihn zu fragen „waaste noch, was ich dejer uff em Kreizfeld vespruche hun?“ um ergänzend hinzuzufügen „eich hun uff daich alleweil gewaad“. (\*) Irgendwann also muß er ja wieder in Weilbach aufgetaucht sein, und irgend wie oder so ähnlich könnte es ja gewesen sein, und da nunmal ein verdienter, ehrlicher Soldat auch gute Freunde und Fürsprecher hatte, konnte man selbst bei Napoleon nach einem wohl gelungenen Feldzug in Ehren ausgemustert werden. Rein rechnerisch müßte dies um die Jahrhundertwende geschehen sein, denn die Spenderin Margarete befand sich 1875 in recht betagtem Alter.

Wenn man sich nun vorstellt, daß die Ehegemeinschaft Santel / Müller in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts zustande kam, können deren Kinder 1875 zwischen 65 und 70 Jahren gewesen sein. Man könnte nun den Faden der Dichtung weiterspinnen und annehmen, daß irgendwann eine Hochzeit gefeiert wurde, wo Regimentskameraden zugegen waren, Franzosenfreunde vom Ph. G. Müller, was man jedoch zu dieser Stunde noch nicht übel nahm und nur ein bißchen Mißtrauen blieb vielleicht hängen. Doch dann kam der Alltag, und da war ein kluger, welterfahrener Mann, der den Hof rationeller bewirtschaftete als alle anderen Bauern. Außerdem hatte er über alte Kameraden in der Französischen Departementsstadt allerbeste Beziehungen zu der Militärverwaltung, zu der sich noch Santels Beziehungen addierten. (\*) Was dies als kaufmännische Basis in guten oder schlechten Zeiten bedeutet, braucht man wohl nicht näher zu definieren.

Aber wie könnte es später zu dem aus der Überlieferung bekannten Streit zwischen Dörflern und Santels gekommen sein? Im Hause Müller zeichnete sich in allen Bereichen immer mehr Wohlstand ab, der von den Dörflern argwöhnisch beobachtet wurde und besonders in den Zeiten der Napoleonischen Aufrüstungen und Einquartierungen wurde aus dem Argwohn Sozialneid. Sie, die Dörfler, wurden bis zur Hungersnot ausgepreßt, ihre Söhne verschleppt und getötet, ihr Vieh aus den Ställen requiriert, und der da, „lebt in Saus und Braus“. Aber wenn doch schon die gesamte Armee in unseren Dörfern lag, wurde selbstverständlich die Gelegenheit von alten Kameraden benutzt, den Philipp zu besuchen. Da wurden Getränke, Essen, Musikanten mitgebracht, gesungen und Wiedersehen gefeiert und der Bekanntenkreis

noch erweitert? Aber auf der anderen Seite war bitterste Not und mit der offensichtlichen Wohlstandsdifferenz wuchs auch der Neid und Haß parallel mit. (\*)

Man muß sich ganz klar vergegenwärtigen, daß zum Beispiel die Weilbacher Ernte 1812 von den zurückflutenden Russlandtruppen verbraucht wurde. Sehr viele Weilbacher, vor allem Kinder, starben in Weilbach an einer Seuche, die von den mit Wunden, Eiter und Krätze behafteten Soldaten eingeschleppt wurde. Die Weilbacher hungerten, froren und starben, und drei Monate später, im April 1813, holte man ihnen das Allerletzte, weil man gezwungen wurde, gegen Preußen und Russland zu ziehen. Weilbach und alle Maingaudörfer waren randvoll mit schlecht ausgerüsteten- und zu verpflegenden Einquartierungen. Die Dörfler hungerten selber und der äußere Druck der Macht entfachte einen inneren Gegendruck aus Haß und Widerstand. Aber nachdem die Einquartierungen gerade in Richtung Preußen abgezogen war, kamen ja ab 14. Mai bereits wieder Verwundete aus den Zusammenstößen vom 2. Mai bei Lützen, Großgörschen und am 20.5. bei Bauzen, die auf alle Dörfer verteilt wurden. Bereits jetzt gab es kaum noch Pflege- und Verbands- material und der Zustrom nahm kein Ende.

Falls Ph. Georg Müller tatsächlich in den letzten vier Jahren Überschüsse erwirtschaften konnte, dürften sie jetzt wieder verschwunden sein. Man stelle sich vor, da kamen Verwundete, ob aus dem Russlandfeldzug oder aus der Völkerschlacht durch unser Land, die wissen, hier wohnt ein alter Freund von uns. Sie versuchten wahrscheinlich in ihrer Not, Hilfe bei dem alten Kameraden zu finden, und der in der Überlieferung als gottesfürchtig geschilderte Müller hat wahrscheinlich diese Hilfe gewährt.

Für gutes Geld dürfte man in Gegenden außerhalb des Maingaus Verbands- mittel und auch Lebensmittel erhalten haben. Alle Taten und Hilfen aus diesem Hause zu Außenstehenden dürften jedoch fortan von allen Weilbachern nur noch negativ beurteilt worden sein, und vielleicht waren es nur noch der Pfarrer oder Bruder, die jene Zusammenhänge richtig verstanden.

Schüler schrieb auch von großem Hilfseifer der umliegenden Gauen, aber die Verwundeten wurden immer mehr und mehr, bis dann im Herbst der große Zusammenbruch aller Truppenteile folgte. Man muß schon die Sonderberichte aus „Alt Nassau“ im „Wiesbadener Tagesblatt“ von 1899, 1913, 1914 und 1930 gelesen haben, um sich überhaupt ein Bild dieser Schreckenszeit von 1792 bis 1813 machen zu können.

Als nun am 19.10.1813 die Völkerschlacht für Napoleon verloren war, floh sein Heer in noch geordneter Formation in Richtung Frankfurt. Bei Hanau stellte sich ihm ein österreichisch- bayerisches Heer entgegen, „durch das er sich hindurchschlug“. Anschließend jedoch, so berichten Überlieferungen, Tagebücher und amtliche Unterlagen übereinstimmend, herrschte im Maingau und auch in Weilbach das absolute Chaos. Es steht geschrieben „Auf den Notschrei des Bürgermeisters zu Weilbach war der Amtmann Lex von Wallau selbst nach dort geeilt“. Kinder haben vor Hunger zum Erbarmen geschrien. Truppen und Verwundete wurden handgreiflich vor Hunger und die Frauen und Kinder waren alleine, weil alle Bauern mit den Resten ihrer Gespanne irgendwo im Lande für die Armee Zwangs- Vorspanndienste leisten mußten.

Konnte nun Napoleons Kriegskasse in jenem Desaster in Weilbach verschwinden? Aber warum sollte es unbedingt die Kriegskasse sein? Auch eine Regimentskasse hätte es sein können, oder auch Kontributionsgelder, die in den Wirren des

Zusammenbruches nicht mehr die Hauptkasse erreichten und dort auch nicht registriert waren.

Man stelle sich vor, daß irgend ein Leutnant „Mayer“ mit seiner Abteilung die Order erhielt, die Kontributionsgelder der Stadt X oder Y abzuholen. Die Truppe nahm die Gelder in Empfang und kam in die Wirren der Rückzugsgefechte. Nach und nach wurde seine Abteilung aufgegeben und nur noch der Zufall führte Regie. Vielleicht organisierte oder requirierte man einen leichten, unauffälligeren Privatwagen und sprach sich ab, bei der nächsten Belästigung durch Feindabteilungen oder andere, folgt der Wagen weiter seinem Ziel und die Überlebenden kommen nach? Aber irgendwann kam niemand nach, und der Offizier erreichte total erschöpft seinen alten Kameraden Ph. G. Müller in Weilbach, der ihn aufnahm. Vielleicht sagte er: „Ei, Philipp, de hann meisch geschaßt wee de Gogg em Gaade“ und er erzählte ihm, dass der Wagen eine große Geldkiste beinhalte und daß er in dem Gepäckkasten Zivilkleider und Papiere gefunden habe, die fast auf seine Person paßten (\*).

Mensch, Philipp, weißt Du noch, wie wir beim Biwak froren? Weißt Du noch, wie wir vom Frieden und einem Bauernhof träumten? „18 Jahr henn eich em Dreck gelee un alleweil henne mer die Chance Und da ja niemand wissen konnte, wo das Geld geblieben war, wurde man einig, dieses herrenlose Geld zu teilen. (\*) Niemand sah in den frühen Morgenstunden des 2.11.1813 den Mann mit Pferd, Satteltaschen und Tornister, der durch die Gärten die Müllersche Hofreite verließ, und auch die verwundeten sowie erschöpften Soldaten merkten nichts Verdächtiges. (\*) Oder merkte doch irgendwer irgendwas?

In Müllers Tor soll am Abend des 1. 11. 1813 Napoleons Kriegskasse eingefahren, und nie mehr ausgefahren sein. Flüchtende Truppen verstopften die Straßen, erschöpfte Soldaten und Verwundete rasteten an der Hauswand. Konnte G. PH.-Müller in dieser Situation die Bewacher lautlos niedermachen? Seit jenem Tage nun geht in Weilbach das Gerücht von der gestohlenen Kriegskasse um, aber die Möglichkeiten einer realen Rekonstruktion gingen in jenem Inferno aus Blut, Tränen, Hunger und Tod unter.

Bereits am Nachmittag des gleichen Tages ritten Kosaken in Weilbach ein. Für sie war es Feindesland und sie benahmen sich entsprechend dem Russischen Kriegsrecht, welches dem Sieger Plünderung, Vergewaltigung und Totschlag bei Gegenwehr gestattet. Die am 4. und 5.11. durchziehenden Bayern hätten sich gut aufgeführt. Dafür jedoch wurde Weilbach bei dem Sturm auf Hochheim am 9.11.1813 nochmals entsetzlich von den hier in Bereitschaft gestellten Fronttruppen geplündert. An den meisten Häusern blieb weder Tür noch Tor. Speicher, Scheunen, Kisten, Kasten und Schränke wurden geleert und selbst Kranken und Sterbenden wurde das Bettzeug unter dem Leibe weggerissen.

Als Kinder lachten wir, wenn die Großvatergeneration im 2. Weltkriege von den Kosaken erzählten, die jedem Mann, der ihnen begegnete, die Schuhe und Beinkleider auszogen, und gegen ihre verschlissenen und verlausten Stücke austauschten. Uns erschien die Vorstellung lustig, unten Hesse und darüber der rote Kaftan und die Pelzmütze mit den roten Bommeln auf dem Strubbelkopf. Einmal soll ein Kosak mit artistischer Geschicklichkeit bis in eine Bauernküche geritten sein. Unter Grölen und Fluchen habe der Betrunkene sein Pferd gewendet, so daß kein Topf mehr auf dem Herd stehen blieb und wäre schließlich johlend devongeprescht.

Als jedoch unsere Flüchtlinge 1945 von den Gräueltaten des Russeneinmarsches in Ostpreußen berichteten, verging uns allen das Lachen, und wir begriffen den Ernst des Jahres 1813. In vielen Berichten wurde damals erwähnt, daß sich Kosaken und Russen, Preußen und Österreicher um die Beute prügelten, bis der Stärkere den Raub erhielt. Auch sollen sich die Kosaken nicht darum gekümmert haben, als im Usinger Land Französische Marodeurbanden mitplünderten. In Weilbach kam nun zu Drangsal und Hungersnot eine Seuche hinzu, die 72 Weilbacher, vor allem Kinder, tötete. Als dann Blücher mit seinem „Sauhaufen“ den Maingau zum Jahresende verließ, hinterließ er eine finanziell, total zerstörte Gemeinschaft.

Hart waren die Weilbacher durch den Krieg geworden, und nachdem irgendwie das Gerücht aufkam: „Ei beim Müller Philipp is viergestem die Kriegskass ve'schwunne“, hatte man vielleicht wirklich Angst vor Napoleons Rache? Möglicherweise hat man auch später ohne Erfolg versucht, einen Anteil davon zu kassieren (\*). Und dies hatte womöglich zur Folge, daß man die Familie aus der Dorfgemeinschaft ausschloß.

Philipp Georg baute in den Folgejahren nach 1819 eine Hofreite zwischen Johannisstraße und Dorfmauer, und nährte damit das Gerücht um die Kriegskasse. Außerdem dürfte er einige Zimmer an Kurgäste vermietet haben und durch den Kontakt mit den ständigen Gästen vermisste die Familie nicht die fehlende Dorfgemeinschaft. Irgendwer im Dorf hätte ja irgendwann eine Friedensstiftung veranlassen können, aber hierzu waren sie wohl zu stur und zu desinteressiert. Aber auch seitens der Familie hätte man auf die Dörfler zugehen können und man hätte mit Sicherheit Erfolg gehabt und wäre wieder in die Gemeinschaft integriert worden. In der Überlieferung ist die Familie jedoch als fromm und stolz geschildert, was vermuten läßt, daß sie sich aus eben diesem Stolz nicht überwinden konnte, den ersten Schritt zur Versöhnung zu machen. Damit haben sie sich aber keinen Gefallen getan. Der Mensch braucht nun einmal die Gesellschaft, und Anna-Maria sowie Philipp Georg hatten ja im Alter die Kinder und verhielten sich nicht allzu sonderbar. Die Kinder allerdings stellten sich mit zunehmenden Alter die berühmten Fragen alleinstehender Menschen: Für was dies alles? Warum habe ich überhaupt gelebt? Oder wer ist schuld, daß ich so einsam bin? Selbstverständlich waren es die anderen, die einem schon in den Kinderjahren Schmähungen und Kummer zugefügt haben. Spotlieder haben sie jahrelang auf der Brücke gesungen, und bei jeder sich bietenden Gelegenheit haben sie uns provoziert. Wir sind doch nicht schuld, die haben unser Leben ruiniert, sonst hätten wir auch einen Lebensgefährten und Kinder. Und wenn man immer wieder über diese Dinge nachgrübelt, wird man eben sonderbar und eigenbrötlerisch. Im Volksmund aber sagt man zu solchen Menschen, „ei die sein verrickt“, und weil alle Nachkommen von der Familie Santel waren, sagte man in Weilbach „ei die worn besantelt“.

Die letzte des ausgestorbenen Zweiges vom Stammbaum Müller also wird heute als „Wohltäterin der Kirchengemeinde“ bezeichnet, und das haben sie und ihre Familie auch verdient, denn man hat ihnen Unrecht getan. Die wahren Schuldigen waren und sind die Politiker, die nicht in der Lage sind, die Interessen und Konflikte der Völker politisch zu lösen. Diese Tatsache nährt wohl den Verdacht einiger Wissenschaftler, die vermuten, daß wir uns verhaltensmäßig noch in der Steinzeit bewegen, und nur die Technik der Evolution weit voraus geeilt ist. Dies wäre aber sehr schlimm für die Menschheit und es wäre etwa so, als gäbe man einem Kleinkind ein entscherte Handgranate zum Spielen. Sein Überleben wäre dann dem Zufall überlassen.

Zum Schluß möchte ich noch feststellen, daß wir nach dieser Erzählung noch immer nicht wissen, ob nun in Weilbach tatsächlich Napoleons Kriegskasse, eine Regimentskasse oder aber nur Kontributionsgelder in jenen Wirren verschwunden sind. Diese Dinge aufzuklären war jedoch niemals das Motiv dieser Nacherzählung. Vielmehr wollte ich diese Überlieferungen festschreiben und der Nachwelt erhalten. Und da ich nichts beweisen will, habe ich auch keine Veranlassung, in den Urkunden- und Kirchenbüchern nachzuprüfen, ob dieser Ph. G. Müller nun tatsächlich eine Anna-Maria Santel geheiratet hat, oder ob dieses Fräulein Margarete deren Tochter war. Ich habe nur das geschrieben, was man mir erzählte, wie es sich für eine Nacherzählung gehört.

Ich würde mich aber sehr darüber freuen, wenn irgendwann irgend jemand diese Dinge untersucht, und ich halte es für denkbar, daß die zukünftige Computertechnik Möglichkeiten bringt, diese Dinge in einem Bruchteil des heutigen Zeitaufwandes zu erforschen. Meiner Meinung nach muß man sich in dieser Zeit des Überlieferungsabbruches klar entscheiden, was man will. Der eine recherchiert wissenschaftlich genau mit präzisen Quellenangaben, und erhält als Lohn die Anerkennung der Wissenschaft. Der andere schreibt alle erreichbaren Überlieferungen fest, solange sie die Alten noch erzählen können und erhält, wenn er in der Lage ist, die Aufzeichnungen zu popularisieren, ab und zu ein paar anerkennende Worte aus dem Volke.

Ich habe darüber nachgedacht, welche der beide Möglichkeiten für einen nichtstudierten Lokalgeschichtler sinnvoll wären und kam zu folgendem Ergebnis: Alle jene Überlieferungsreste, die sich bis in das 20. Jahrhundert erhalten haben, müssen bei unseren Vorfahren tiefgreifende Erlebnisse gewesen sein, die man in jedem Falle den Nachfolgenerationen erhalten sollte. Eine Erhaltungsgarantie ist aber nur dann gegeben, wenn man diese Niederschrift breit gestreut popularisiert, denn eine Einzelschrift könnte durch die Erben als sogenannter „Plunder“ zum Müll wandern. Der Vertrieb eines solchen Produktes ist aber nur gewährleistet, wenn der Inhalt den geschichtlich unvorbelasteten Leser anspricht. Dies setzt voraus, daß es für jedermann verständlich und unterhaltsam formuliert ist.

Wie wäre es also mit einer Kombination aus überlieferter Erzählung, trockenem Bericht und romanhafter Dichtung? Schließlich ist doch gerade unsere Zeit geprägt durch Experimente im Kunst- und Kulturbereich. Warum sollte ich es also nicht wagen, im literarischen Bereich zu experimentieren? Für mich als „Freizeitautor, Lokalgeschichtsforscher, Chronist“ oder wie auch immer ich später genannt werde, war die Erfindung dieser Überlieferungsform zwingende Notwendigkeit. Hätte ich alle Unklarheiten über aufwendige Nachprüfungen bewiesen, wären mir viele Informanten vor deren Überlieferungsangaben hinweggestorben und ca. 80% aller Erzählungen wären niemals von mir festgeschrieben worden.

Meine Freizeit ist aber nun einmal zeitlich begrenzt, und wenn ich auch noch so viel Lebensenergie besitze, bis in die Nächte hinein an diesen Dingen arbeiten zu können, so bremst doch mein Gesundheitszustand diesen Elan erheblich ab. Eine Unterstützung durch die Kommune ist auch nach wie vor nicht in Aussicht, und wenn ich nicht hin und wieder bei der Verlegung dieser Schriften kleine Hilfen von privaten Personen erhalten würde, hätte ich auch nur weit weniger geschafft. Zu erwähnen wäre, daß jene Helfer

keine Altweilbacher sind. Allen diesen freundlichen Helfern sei an dieser Stelle herzlich gedankt!

Diese in meinem Buch „Erzählungen aus dem alten Weilbach“ erstmals angewandte Erzählform wurde von vielen Leuten gelobt. Man ist sich darüber im Klaren, dass im vorausgegangenen Buch nur eine von vielen Möglichkeiten in der Ursprungsgeschichte des „Schäfer Jörg“ zusammengespinnen wurde. Die befragten Leser meinten: „Ei mer kann sich alles so richtich vorstelle, un waaß trotzdem, wors Worheit un Dichtung is“.

Ich wünsche mir, dass auch Sie diese Geschichte so verstehen, wie ich dies hier erklärt habe. Zum guten Schluß möchte ich Sie noch bitten, niemals weiterzuerzählen, ich habe gesagt, dass in Weilbach die Kriegskasse verschwunden sei. Aus dieser Nacherzählung kann man lediglich entnehmen, dass in jenen Wirren das Verschwinden von materiellen Dingen an der Tagesordnung war und Ph. G. Müller irgend woher zu Geld gekommen ist.

## Weilbachs Flur- und Dorfgeister

Wenn man sich sehr oft mit älteren Weilbachern unterhält und auf bestimmte Fragen ganz spontan ähnliche Antworten erhält, sollte man annehmen, daß diese Antwort ganz besonders viel Wahrheit beinhaltet.

So bekam ich auf meiner Standardfragen „Wissen Sie noch, wie man die Geistererscheinung an der alten Grenzpappel nannte“, mehrfach die Antwort: „Ei dej Weilbacher hadde doch in jeder Geworn e' Gespenst“. Sobald ich jedoch nach dem Namen dieser Erscheinung fragte, setzte die Erinnerung weitgehend aus. Meine Erinnerungen an die Erzählungen meiner Großvatergeneration konzentrierten sich früher nur auf die Geistererzählungen vom „Büchsebaff, Rothesbock und dem Schinderhannes“. Ich kann mich lediglich daran erinnern, daß man bestimmte Feld- und Dorfbezirke öfters als Erscheinungsorte nannte. Ich bezog damals alle Erscheinungen auf den Büchsenpaff und den Rathausbock, und zwar auch dann, wenn ein anderer Name genannt wurde, dessen Erscheinungsform mir unpassend und unlogisch erschien. Sehr viel später erst, als ich mit dem Gedanken spielte, diese Erzählungen aufzuschreiben, wurde mir bewußt, daß es sich hier um verschiedene Geister handeln mußte.

Erkundigungen bei Johann Hart (Hadde Schoo), Peter Schäfer (Florian), Hans Krell, Willi Hochheimer und Peter Christ ergaben nur wenige Anhaltspunkte. Erst als ich Peter Christ Gewinnbezeichnungen wie „Katzelück, Siiegrowe, Ortsch, Gückmais, Johanneskirch, Rennerdorns, Frankepord oder Huchstoo- geworn“ nannte, meinte er, „ja doo wor wors, doo solle re' als umgorng sei“. Als ich dann nähere Hinweise gab und sagte: „Da stand doch einer nachts im Feld, und wenn Vorübergehende das Kreuzzeichen machten, war er verschwunden.“ „Ja“, meinte er dann, „Der hot in de Speck gestorne“. Einen anderen sah man vom Eddersheimer Weg aus, wie er stumm den Ackerrain auf und ab wandelte, und schließlich soll einer den nächtlichen Wanderern auf dem Flörsheimer Weg von der Grenzpappel bis zum Kreuzweg im Dorf gefolgt sein.

Ich selber erinnere mich, daß ich gerne als kleiner Bub am „Speckkreuz“ spielte und auch weiter in das Feld lief Großvater versuchte mir dann Angst einzujagen, indem er sagte: „Kerl, wenn dejch doo hinne de Siiehannes schnappt“. Wenn ich jedoch im Herbst auf seinem Acker im „Schellmeller“ wühlte, um „Geheimnisse“ zu suchen und erst in der Dämmerstunde nach Hause kam, pflegte er zu sagen: „Buub, wenn dejch e'mool de Ortsch erwischt! „Anhand dieser Beispiele wage ich heute anzunehmen, daß in einigen Fällen der Gewinn- Name mit dem Namen des umhergehenden Gespenstes identisch war.

An dieser Stelle der Erzählung sollte man sich nun zuerst einmal klar werden, was eine eingebildete Erscheinung für unsere Vorfahren bedeutete: Unsere Kirchenlehre geht noch heute von den Gegensätzen Gott und Teufel aus. Bis in das 19. Jahrhundert hinein glaubten fast alle Menschen in Europa an Hexen, Geister, Wehrwölfe, Elfen, Feen oder gebannte Seelen, die in bestimmten Nächten ihr Unwesen trieben. Besonders jedoch die Seelen schuldbeladener Menschen mußten als Sühne über längere Zeiten

ruhelos auf der Erde wandeln, gejagt und gepeinigt von Dämonen und Teufeln, bis sie endlich erlöst wurden und im Himmel Aufnahme fanden. So konnten also sowohl die Seelen von Mördern als auch die ihrer Opfer von Zeit zu Zeit an den Ort des Geschehens gezwungen werden. Somit galten Mordplätze, Opferstätten, Kriegsschauplätze, Dorfwüstungen, Hinrichtungsstätten, Gedenkkreuze oder Friedhöfe als Orte von Geister- und Dämonenerscheinungen.

Auerbach schrieb noch 1842 über die Weilbacher: „Fast niemand zweifelt an der einstmaligen Erscheinung, einer aber behauptete sehr witzig: ‚Seitdem die Franzosen da waren, gehen keine Geister mehr um, sie haben sie alle mitgenommen.‘ Der frühere Pfarrer hat mir gesagt, der verstorbene Papst, der hat alle unerlösten Geister bannen können und der hat auch den Büchspfaff erlöst.‘ In jener Zeit nämlich hatte die Kirche begonnen, das große Heer ihrer Geister und Dämonen abzurüsten, doch im Volke blieben jene Einbildungen menschlicher Urangst bis in das 20. Jahrhundert erhalten.“

Nun waren doch all jene Dörfer in unserem Lande, die ähnlich wie Weilbach in landwirtschaftlich wertvollem Gebiet liegen, seit Jahrtausenden von vielen Volksstämmen begehrt und umkämpft. Wohnstätten entstanden und wurden wieder zerstört. Hier ein Kriegsscharmützel, dort vergessene Friedhöfe und da eine Mordstätte oder Gedenkkreuz ergeben bereits eine Anzahl von Geistergewannen. Hinzu kommen dann noch die „gestohlenen Äcker“ des Büchspfaff, und schon sah man auf 50% aller Gewannen Gespenster. Ich habe nun einmal ganz oberflächlich nachgeprüft, wie weit in den oft genannten Gespenstergewannen besondere Vorkommnisse überliefert sind und komme zu verblüffenden Ergebnissen:

Da stand doch bis in das 19. Jahrhundert ein Holzkreuz an dem Wegekreuz in der Speck, dem heutigen Wasserwerk Hattersheim. Genau in diesem Bereich aber wollten nächtliche Wanderer hin und wieder eine Geistergestalt gesehen haben, die den verängstigten Menschen außer dem Erschrecken nichts Böses zufügte. „Ei, doo hot ooner gestorne“ und irgendwer soll geistesgegenwärtig ein Kreuz geschlagen haben, worauf sich die Gestalt sofort auflöste.

Niemand hat ihn wohl beschrieben, wie man es aus anderen Geistererzählungen kennt, und nur Großvaters Kinderschreckwarnung an den Enkel „doo hinne de Siiehannes“ ließ mich später über diese Dinge nachdenken.

Der See- Johann? Was schrieb Theodor Schüler 1892? „Am 22. März 1670 gab Kurfürst Johann Philipp dem vormals gräflich, Solmsischen Hofmeister Johann Georg Graßner von Graßenau... „ das Hofgut zur Pacht. Er sollte das Hofhaus reparieren und die verfallene Mühle neu aufbauen, und er schrieb weiter: „Nur kurze Zeit erfreute sich der Genannte seines Besitzes, denn mehrere Einwohner, die sich auf Übernahme der Ländereien Rechnung gemacht, schikanierten ihn derart, daß er sich zu einer „grausamen, unerhörten That“ hinreißen ließ“ die ihn ins Gefängnis zu Mainz brachte; dort starb er nach 1 ½ Jahren.“

Schließlich fragte mich der Heimatforscher Heinz Loos aus Okriftel 1988: „Weißt du, wo der Grabstein von dem Junker hingekommen ist, der im Zorn an unserer Gemarkungsgrenze den Okrifteler Bauer erschlagen hatte? Der war doch damals im Mainzer Gefängnis gestorben und wurde in Weilbach beigesetzt.“



Als ich dann später über jene Überlieferungen nachdachte, kam ich zu dem Schluß, daß diese Aussagen zusammengehören könnten. Alles paßt zusammen wie ein Mosaik. Des Junkers Totschlag, sein Tod im Gefängnis, ein Sühnekreuz in der „Speck“ und die dem damaligen Volksempfinden entsprechende Geistvision bis hin zu dem Namen „Seehannes“. Vielleicht wäre es eine interessante Aufgabe, diese Dinge irgendwann einmal zu überprüfen. Die Weilbacher Kriegskinder des 30-jährigen Krieges waren nicht zart besaitet und gingen sogar gegen einen Adligen an. Trotzdem hatten sie aber Angst vor Gespenstern, auch dann, wenn diese sich passiv verhielten. Bei einer Überprüfung dieser Geschichte sollte man aber nicht nur ‘Theodor Schüler’s Variante untersuchen, sondern auch Willi Hochheimer’s Aussage Rechnung tragen. Willi Hochheimer schrieb in seiner Übersetzung von 1987, Marquardt von Hattstein soll 1593 den Bauern Hellwig von Okriftel ermordet haben. Bei einer späteren Überprüfung ist diese Variante mit einzubeziehen.

Eine weitere passive Gespenstererscheinung soll am Ortsch (Atig) gesehen worden sein. „Ei, doo is immer ooner uff un ab gelaafe“ In der Nähe des Weilbachs am heutigen „Atig“.

Gemäß Aussage von Willi Hochheimer sollen hier Reste einer römischen Bebauung gefunden worden sein. Vielleicht waren sogar im Frühmittelalter noch Steinreste zu sehen, die zu der sonderbaren Flurbezeichnung „Ortsch (Örtchen) veranlaßten. Und schließlich konnten uralte Mauerreste als Anlass dienen, nächtliche Gespenster zu sehen. Genaueres weiß niemand, und diejenigen, die noch eine ganz schwache Erinnerung von diesen Dingen hatten, sind alle tot. Man kann also sagen, daß überall dort, wo Großvater und Großtanten sagten „ei, doo wor aach wors“, ohne sich jedoch konkret erinnern zu können, da fand man auch später menschliche Spuren.

Oberhalb des Frankenpfades glaubte ich, Wohngruben zu erkennen und westlich, unweit des Frankenpfades, war ein fränkischer Friedhof. Ein Frankenfriedhof war auch in der Hochsteingewann, und bei der Johanniskirche war gemäß alter Überlieferung ein Soldatenfriedhof. Lediglich am „Rennerdorns“ (Rennentanz) gibt es keine logische Erklärung.

Eine der geheimnisvollsten Stellen dürfte in der „Glückmaiß“ liegen. Den alten Weilbachern war zwar bekannt, daß die Vorfahren in dieser Gewann etwas Besonderes sahen, aber niemand konnte mehr einen Grund nennen. Nun gab der Sprachwissenschaftler H. Prof. Dr. Ernst Erich Metzner anlässlich eines Vortrages am 16.3.1989 im „Flörsheimer Keller“ einen Hinweis, daß die Bezeichnung „Gückmaißerweg“ womöglich auf eine frühmittelalterliche Siedlung hindeute. Schließlich teilte mir der Vorsitzende des Diedenberger Heimatgeschichtsvereins e.V. Herr Dr Ernst Schütz am 4.5.1989 mit dass er auf einem Luftbild Bodenverfärbungen in jener Gewann gefunden habe. Rutengänger, die oft in Diedenbergen Vereinstagungen abhalten, fanden dort bei Übungsgängen einen sogenannten „Ort der Kraft“. Dies bedeutet übersetzt etwa, daß sich hier starke unterirdische Wasseradern kreuzen. Das eventuelle Fundamentbild sei ein Halbkreis, dessen Mittellinie nach Westen zeige. Rechts und links befänden sich an den Halbkreisenden zwei Mauerflügel. Aus der Frühzeit sind ähnliche

Gebilde denkbar, die, mit schmalen Fensterschlitz versehen, die Sonnenstellung bei der Sommersonnenwende fixierten. Auch ist hinreichlich bekannt, daß einige Völker jener Zeit ihre Kultstätten über solche hydraulischen Kraftorte errichteten.

Die Wissenschaft ist sich ziemlich einig darüber, daß zur Sonnenwende, wenn die Sonne durch diesen Fensterschlitz auf den Altarstein schien, hier besondere Opfer dargebracht wurden. Von den Kelten („die Tapferen“, „die Erhabenen“ oder „die Hohen“), die im Maingau etwa ab dem 5. Jahrhundert v. Chr. vermutet werden (Latenezeit), weiß man von griechischen und römischen Historikern, daß ihre Priestergelehrten (Druiden) noch Tier- und Menschenopfer darbrachten.

Zusammenfassend könnte man vielleicht vermuten: Unsere Vorfahren hatten eine schwache Erinnerung von einem geheimnisvollen Ort in der Gewann „Glückmaiß“. 1989 sah man auf einem Luftbild die oben beschriebene Bodenverfärbung, und eine Untersuchung durch Rutengänger ergab ein stark ausschlagendes Wasserpotential. Was aber sagt der Gewann- Name aus? Die heutige Bezeichnung Glückmaiß hieß in der Vergangenheit Dickmaus, Gückmaiß und auf der „Dilich-Karte“ von 1609 schließlich „Guckweide“. Mit dieser Wortprägung könnte man schon wieder spekulieren und sagen: gucken sehen und weid = weit, was bedeuten würde „weit sehen“ oder in die Sonne sehen bzw. in das Universum sehen. An dieser Stelle nun muß ich die Phantasie abbremsen und ganz klar sagen, dass man auf gar keinen Fall diesem zufälligen Zusammenpassen von Beobachtungen Glauben schenken darf. Man könnte erst dann eine Hypothese aufstellen, wenn eine Ausgrabung konkrete Beweise erbracht hätte. Verwunderlich jedoch ist und bleibt allerdings, daß meine Großvatergeneration diesen Feldbezirk noch zu Anfang des 20. Jahrhunderts als „geheimnisvolles Gelände“ auswies.

Nur wenige hundert Meter südwestlich von der soeben beschriebenen Stelle gibt es noch weitere merkwürdige Zeichen im Gelände.

Es begann damit, dass mich der Landwirt Andreas Flettner beim sonnabendlichen Spätschoppen ansprach und von einer kreisförmigen Bewuchsstörung in einem Getreidefeld in der Gewann „Auf der großen Weide“ berichtete. Wir besuchten am nächsten Vormittag gemeinsam die Stelle und fanden dort einen exakt geometrischen Kreisring von 15,9 m Außendurchmesser, dessen Ringstärke etwa 1,5 m betrug. Die Halmlänge des Weizens war im Ringquerschnitt ca. 20 cm länger als auf dem übrigen Feld. Diese Beobachtung löste bei den Diedenberger Heimatforschern Dr. E. Schütz und Karl Kleber großes Interesse aus. Gemeinsam machten wir Aufmaß und Skizzen. Ein Rutengänger und zwei Archäologie-Kundige interessierten sich für das Gelände, orteten sogar Grundmauern und fanden römische Scherben. Sie deuteten die Ringgräben allerdings als Reste ehemaliger Hügelgräber.

Schließlich machte Kath. Miriam Schmidt aus Eschborn im Rahmen des sogenannten „Luftbildarchäologisches Projekt Vortaunus“ Aufnahmen, die sie in ihrem Vortrag am 12.12.1989 vorstellte. Ihre Fotos zeigten im nahen Feldbereich nochmals weitere Kreisringe. Sie meinte, dass diese Ringe vielleicht Gräben in der Frühzeit waren, die eventuell Gräber oder irgend etwas einfriedeten. Die römischen Scherben passen da nicht hin, meinte sie lachend, aber es können ja Kulturen zu verschiedenen Zeiten

bestanden haben. Schließlich definierte Irina Görner nach der Grabung vom 10.3. bis 31.5.1997, in ihrem Grabungsbericht WI.EV. Nr. : 97 / 10 e die Kreise als Römischen Ursprungs, weil auch sie römische Spuren fand. Auf die Idee, dass sich hier Spuren verschiedener Kulturen überlagerten, kam also die „Wissenschaftliche Baugrundarchäologie e. V.“ nicht. Diese Meinungsverschiedenheiten beweisen wieder einmal wie wenig wir solche Funde konkret definieren können.

Im Grunde sollte man niemals ausschließen, dass der Died-Berg (Died Volk = Volksberg) und Umgebung in der Frühzeit ein Mittelpunkt im Maingau darstellte. Fluchtberg auf der Anhöhe, Kultstätte an den Hängen, wer weiß es noch? Doch scheint es Menschen gegeben zu haben, die hier etwas geheimnisvolles aus alter Zeit ahnten und dieses Empfinden überlieferten.

Geheimnisvoll ging es auch im Dorfbereich zu. Die Alten erzählten von einem schwangeren Mädchen, daß man morgens tot im Bach fand. Ein junger Bursche soll anschließend behauptet haben, er habe den Mörder gesehen, und er muß wohl auch den Namen genannt haben. Diese Behauptung muss aber einen größeren Skandal in Weilbach entfacht haben, und nachdem man den Burschen selber des Mordes verdächtigte, sei er „bei Nacht und Nebel nach Amerika ausgewandert.

Diese Überlieferung hätte mich niemals erreicht, wenn man nicht bei Kanalarbeiten 1969 am alten Bach ein Skelett gefunden hätte. Da gab es ein großes Getuschel unter den Alten und Seppel Ems erzählte es so: „Ei, ich hab doo unne om Bach geseh, wie die dort Knoche gefunne hawwe, un wie ich des owends meine Mutter erzählt hab, guckt die mich oo un saat: wors, doo hunn die den orme Deiwel vescharrt! „An dieser Stelle sollte man noch erwähnen, daß es hier noch einen ähnlichen Fall gegeben haben muß. Ein Knecht und eine Bauerstochter sollen sich geliebt haben, und die beiden sollten trotz dem Druck der Dorfgemeinschaft nicht voneinander gelassen haben. Schließlich sei aber der Knecht denn doch „bei Nacht und Nebel“ nach Amerika ausgewandert. Zumindest für zwei Weilbacher muß es wohl einen kurzen, aber schmerzhaften Weg nach Amerika gegeben haben, und man braucht sich wohl keineswegs zu wundern, daß es auch im Ortsbereich nicht an Geistern mangelte. Da soll um die Geisterstunde ein Mädchen mit Kind erschienen und auch noch andere Geistergesellen umgegangen sein. Es wurde sogar berichtet, daß nasse Fußspuren vom Bach bis in das Haus des vermeintlichen Täters geführt hätten. Welch ein Unsinn! Man bedenke doch nur, daß eine nasse Schuhspur, ob auf Sand oder Pflaster, nach wenigen Minuten aufgetrocknet war. Aber so sind sie nun mal, die alten Weilbacher Erzählungen.

Zieht man nun aus dieser Weilbacher Geisterbilanz die Summe, dann kommen doch wohl einige Gewannen in Frage, wo abergläubische Gemüter Geister und Gespenster sahen. Addiert man nun zu den hier erwähnten Gewannen alle Äcker des „Büchspaff“ hinzu, dann konnten womöglich bis zu 50% aller Gewannen in den Verdacht geraten sein, von Geistern besucht zu werden. Auf keinen Fall jedoch alle Feldbereiche, wie es von einigen Lästern übertrieben behauptet wurde. Gemäß unserem Christenglauben an die Unsterblichkeit der Seele tritt die Vorstellung von Geistern der Verstorbenen, die unter gewissen Umständen auf unsere Welt einwirken können. Zeugnis von diesem Glauben geben viele Flurkreuze, die nachweislich errichtet wurden, um die Seelen

Verstorbener zu erlösen. Zur Zeit kann wohl wissenschaftlich noch nicht exakt nachgewiesen werden, wieweit außergewöhnlich sensible Menschen metaphysische Wahrnehmungen haben können. Man hört zwar immer wieder Erzählungen und Berichte darüber, doch bleiben exakte Beweise aus.

Ich selber hatte folgendes Erlebnis: Immer wenn ich einige Stunden am Schreibtisch sitze, habe ich das Bedürfnis, in einem Dauerlauf nervöse Spannungen abzubauen. So war es am 11. Dezember 1982 bereits etwa 21 Uhr, als ich mich anschickte, die Strecke Flörsheimer-Weg, Bad-Weilbach, Faulbornweg zu benutzen, die ich schon unzählige Male im Dunkeln gerannt bin. Als ich dann in den Hohlweg zur Autobahnbrücke einlief, überfiel mich ein nie erlebtes, unbeschreibliches Gefühl. Ich meinte, jemand in meiner Nähe zu spüren, ein Rascheln zu hören und blieb stehen. Da war aber nichts, absolut nichts. Nur ein Frösteln spürte ich und beim Weiterlaufen fühlte ich mich sehr bedrückt und unfrei. Erst jenseits der Brücke empfand ich mich wieder ganz normal und dachte bei mir: „Mensch, heute hast du aber zu viel gearbeitet, du bist ja unheimlich nervös. Am anderen Morgen erfuhr ich, daß man kurz vorher den Weilbacher Josef Schollmeier, genannt „Seef“, hier tödlich überfahren hatte.

Viele frohe Stunden hatte ich mit dem „Seppel“ am Wirtshaustisch erlebt. Ich schätzte ihn sehr, und auch er gab nur wiederholt zu verstehen, daß ich ein guter „Kumpel“ wäre. Ich weigere mich aber heute noch zu glauben, dass meine eigenartige Beklemmung nach seiner Todeszeit und an seinem Sterbeplatz etwas mit dem alten Wirtshausgefährten zu tun hat. Doch kann wohl nicht ganz ausgeschlossen werden, daß ein hoch sensibler Mensch, der außerdem noch an diese Dinge glaubt, an meiner Stelle mehr empfunden haben könnte als ich, der nüchterne, sachliche Technokrat. Der Zufall, gepaart mit Glaube und Einbildung, hat wohl schon so manche Geistergeschichte entstehen lassen. Aber vor allem dürften wohl gewisse Witterungsverhältnisse diese abergläubischen Empfindungen begünstigt haben, wie die nächste Erzählung vom „Katzenlück“ zu beweisen scheint.

## Der Katzelüch

An einem trüben Novemberabend besuchte ich das Gasthaus „Zur Rose“, um mich ein wenig vom Alltag abzulenken. Ich fand jedoch wenig Gesellschaft, und als Paul Müller den Schankraum betrat und sich zu mir setzte, schien mir dies eine passende Gelegenheit zu sein, nach seinem Wissen über den Büchspfaß und den Rathausbock zu fragen. Ja, ja, meinte er, da haben die Alten viel darüber erzählt, aber ich bringe davon keine Erzählung mehr zusammen. Aber von meinem Großvater, sagte er geheimnisvoll, da wüßte er eine Geschichte zu erzählen. Er erzählte leise und stockend, hielt die Hand wie abschirmend gegen die übrigen Gäste im Schankraum und verhielt sich so, als teile er mir das größte Geheimnis mit.

„Mein Großvater Johann Müller“, so begann er, „is e'mool im Speetherbst noch Fleerschem gornge.“ Er hatte einiges dort zu erledigen, und blieb wohl bei Bekannten länger sitzen, als er ursprünglich eingeplant hatte. Es wurde vieles erzählt, denn es gab ja Redestoff genug über die wirtschaftlichen Verhältnisse, die Kurgäste oder auch den jüngsten Krieg 1870 / 71. Und wie dies meist so zuging, kam man auch zum Schluß noch auf die Grenzappel am Faulbornfloß zu sprechen und auf die Geister, die auf diesen Grenzbäumen rasten durften. Damals glaubte noch jeder, daß diese zwischenweltlichen Gesellen nirgendwo rasten konnten, weil ja das gesamte Feld durch die Feldprozessionen gesegnet war. Auf den Grenzbäumen aber, die zu keiner Gemarkung rechtens gehörten, da hatten sie ihren Platz. Alle kannten ja seinen Weg und sie wußten, dass er an jenem Baum vorbei musste, und da wird wohl auch ein „Spitzklicker“ dageigewesen sein, der besonders schlimme Dinge von jenem Ortsgeist zu erzählen wußte. Noch ein Gläschen und noch eine Geschichte und noch ein Gläschen zum Heimweg, und dann war es eben recht spät geworden, als er Flörsheim verließ.

Nebelreif umgab ihn, seinen Atem sah er noch als weiße Wolke vor der Haustür und dann umgab ihn die neblige Dunkelheit, die alle Schrittgeräusche unwirklich verzerrte. Schließlich knirschten seine Schuhe fast lautlos durch die frisch aufgetragene Feinkiesdecke der Landstraße. Doch war da rechts nicht ein Geräusch? Ach, Unsinn, sein Ärmel war es, der an der Jackentasche schabte. Jetzt flog mit lautem Flügelschlag und schrillum Geschrei ein erschreckter Vogel aus dem Baum am Straßenrand, und schließlich ertönte da draußen der gellende Todesschrei eines gerissenen Tieres. Donnerwetter, dachte er, es ist ja unheimlich heute Nacht, aber da waren ja auch schon links die Platanen und rechts die Grenzappel. Niemand habe sie gesetzt, erzählten die Alten, was sich wohl recht sonderbar anmutete. Unwillkürlich hielt er sich auf der linken Straßenseite, als er den Baum passierte, doch als er wieder zur Straßenmitte strebte, was hörte er da? Tapp, tapp, tapp, Schritte hinter sich. Er blieb stehen und alles war ruhig. Er ging weiter, und die Schritte folgten. Er ging schneller, und die Schritte beschleunigten auch. Er fühlte, wie ihm der Schweiß ausbrach und hörte seinen Puls in den Ohren klopfen. Jetzt nur die Ruhe behalten, schließlich bin ich ein frommer Mann und habe auch nie etwas Schlimmes gemacht. Oder sollte es schon genügen, dass er wußte, was damals..... Noch immer die Schritte, doch hier ist ja bereits der Berg an der Tabaksgewann und schließlich, tapp, tapp, tapp betrat er die Mainzer Kreuzung am Feuersteinschen Kreuz. Aus, keine Schritte mehr hinter ihm. Weicher Kies knirschte

unter seinen Sohlen, als er durch die Dorfstraßen zu seiner Hofreite eilte und erleichtert in seinem Haus verschwand. „Doo wor wors nit geheuer“, erzählte er später, und damit hatte er auch ganz recht. Wahrscheinlich lag alles nur an der festgefahrenen und leicht gefrorenen Straßendecke. Der Flörsheimer Straßenteil bis hin zur Grenze, sowie die Mainzer-Straße in Weilbach waren frisch mit Kiessand bestreut, und das Weilbacher Straßenstück war schon früher gewartet und festgefahren.

Dies wäre die naheliegenste Erklärung für jenes Erlebnis. Hinzu kommt dann eine, die Akustik verändernde Wetterlage, und schon ist der Spuk erklärt. Johann Müller hat hier keinesfalls eine Lügengeschichte erzählt und glaubte tatsächlich etwas wahrzunehmen, aber der „Katzelück“ ist ihm mit Sicherheit nicht gefolgt.

Nüt dieser Nacherzählung möchte ich die Weilbacher Geistererzählungen des 19. Jahrhunderts beenden und gleichzeitig die Jahrhundertwende in das 20. Jahrhundert überspringen. Die im Vorspann zitierte Vereinsspaltungen, der erste und der zweite Weltkrieg, sowie das deutsche Wirtschaftswunder mit seinen Wohlstandsmedien verdrängte dann Geister, Gespenster und Hexen auf ein Minimum. In den Achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts jedoch ist wieder eine merkliche Zunahme spürbar die viele Psychologen und Jugenderzieher in Alarmbereitschaft versetzt. Über die Gründe dieser neuzeitlichen Verirrungen ist man sich noch im Unklaren. Was aber, glaubst Du lieber Leser, hätten unsere Vorfahren vor 200 Jahren empfunden, wenn sie so wie wir erlebt hätten, dass auf dem Straßenstück zwischen Platanenallee (Grenz- pappel) und Eiwobau innerhalb eines Jahrzehntes 5 Menschen gewaltsam zu Tode kamen?

Als erste wurde eine Frau vor dem Eiwobau tödlich angefahren. Dann verunglückte Herr Benirschke und Herr Stippler auf der Höhe der Grenzpappel. Anschließend kam Josef Schollmeier am Hohlweg zu Tode, und schließlich starb Egon Söder 1989 im Hohlweg unter der Brücke einen mysteriösen Unfalltod. Diese Ereignisse hätten doch wohl mehr als ein Jahrhundert mit schaurigen Geistergeschichten und Erscheinungen gefüllt, wenn sie sich zweihundert Jahre früher ereignet hätten. Aber auch unsere Hauptstraße von der Rochuskapelle bis hin zum Weilbach wäre bei den Alten zum Geistereldorado geworden. Als erster Verkehrstoter wurde am 5. Dezember 1929 der Weilbacher namens Keller am Engpaß zwischen den Grundstücken Koch - Mollath an der Mauer zerquetscht. Zuvor war es ihm gerade noch gelungen, seine Ehefrau in den Toreingang von Gottfried Kochs Anwesen zu dirigieren. Die beiden waren damals auf dem Wege zu Fritz Kellers Vater zum „Metzelsupp“ essen.

Immerhin sind auf dieser Strecke seit jenem Ereignis 11 Menschen zu Tode gekommen, und ich bin ganz sicher, daß unsere Vorfahren diese Ereignisse tiefsinniger wahrgenommen hätten als wir. Wie weit jedoch dieser Geister-glaube in das 20. Jahrhundert hineinragte, erzählt meine letzte Nacherzählung dieser Art.

## Die Rennsau

In dem Kriegsjahr 1944 und noch viele Jahre danach gab es so wenig Brennmaterial, daß wir gar oft im Hause meiner Großeltern mit drei Familien in nur einem beheizten Raum unsere Abende verbrachten. Dies wurde jedoch von keinem als ungemütlich empfunden, und beim Knistern der brennenden Holzscheide im Herd oder dem Geruch von Bratäpfel und Backpflaumen ließ es sich wohl erzählen. Die Großmutter meiner Cousine; Katharina Krämer wußte da von ihrem Heimatdorf Kronberg im Taunus viele schaurige Dinge zu erzählen, die ich später in Sagenbüchern aus jener Gegend wiederfand. Eine stets wiederkehrende Erzählung über ihren Mann Christoph, den Korbmacher, möchte ich noch zum Besten geben.

„Ei, mein Christoff is doch immer zwaa Mool in de Woch` met seine Kerb' fort geforn“, begann sie oft ihre Erzählung. Abends schon lud er seine Korbwaren auf ein schweres Fahrrad. Auf dem vorderen Gepäckständer war eine Säule an Körben festgezurr, und auf dem hinteren standen auf einem quer gelegten Brett nochmals zwei Korbsäulen. So fuhr er dann, mit einem Beutel voll belegter Brote als Wegzehrung versehen, ins „blaue Ländche“, um Bestellung- en abzuliefern oder die Ware anzubieten. Gingen die Geschäfte schlecht, trank er zum Frühstück- und Mittagsbrot Brunnenwasser in Medenbach oder Wildsachsen. Waren die Geschäfte aber gut, dann gab es im „Grünebaum“, „Engel“ oder Schützenhof Apfelwein zum Hausmacher-Wurstbrot.

Da nun die Geschäfte meist gut liefen, machte man immer einen zünftigen Tagesabschluß im „Deutschen Haus“ in Wallau. Die dortigen Stammgäste kannten den Steffel. Und immer, wenn er sich anschickte und heim fahren wollte, spendierte ihm einer noch 'nen Schoppen, um ihn unbedingt bis in den späten Abend festzuhalten. Und dann erzählten sie von dem toten Landstreicher, der am Wandersmann Denkmal lag, den Mund hatte er gräßlich verzerrt, die aufgerissenen Augen stierten zum Denkmal, und der starre Finger deutete zur Denkmalsspitze. Man wollte wissen, daß er mit dem Teufel einen Pakt geschlossen hatte, den er nicht einhielt, weshalb ihm der Böse in schrecklicher Gestalt auf der Denkmalsspitze erschienen sei. Als er sich auf dessen Zuruf hin umdrehte und starr vor Schreck dorthin starrte, habe ihm ein Satansgehilfe den Hals umgedreht. Schlimmer jedoch waren die Erzählungen um den Wallauer Galgen, und ganz besonders die Mähr von dem mutmaßlichen Wilddieb, den man dort dreimal aufgehängt haben soll, jedoch nicht zu Tode bringen konnte. Schließlich zerschlugen ihm die Henkersknechte den Schädel mit einem ausgerissenen Grenzstein und hingen den Erschlagenen anschließend an den Galgen, damit dem Gesetz Genüge getan war.

Nun wollten natürlich einige wissen, daß man in bestimmten Nächten am Denkmal fürchterliche Schreie gehört hatte, und auch der Wildschänder soll gesehen worden sein, wie er mit blutigem und zertrümmertem Schädel, den Strick am Halse hängend und den Grenzstein in den Armen tragend, stöhnend über die Ackerfurchen stolperte. Der Steffel aber mag wohl nach dem 15. Apfelwein mit den Worten „eich hunn vor deene Kerle koo Engst“ endlich seinen Heimweg angetreten haben. Die befestigte „Wiesbadener Chaussee“ war gut zu befahren, doch die ständige Steigung war sehr schweißtreibend, und mit dem Nachlassen seiner Kräfte schwand auch sein Mut. Am Denkmal angelangt, spürte er, wie der Schweiß aus den Poren quoll, sich am Hutband

staute und brennend in die Augen lief. Schließlich erschreckte er bis ins Mark, als rechter Hand am alten Galgenplatz ein großer Vogel mit lautem Flattern aus dem Apfelbaum stob und linker Hand ein aufgeschreckter Fasan mark- erschütternd schrie. Mit aller Kraft trat er in die Pedale, stöhnte und grunzte so, dass Überanstrengung und Alkohol ihn ein ekelhaftes Schwindelgefühl empfinden ließen. Aber da war doch noch etwas neben ihm? Ein Schatten? Nein, eine Sau lief neben ihm im Graben! Nur nicht mehr hinschauen, treten, treten, treten. Sein Herz schien als Kloß in seinem Halse zu stecken, um beim nächsten Atemzug herauszuspringen, und neben ihm keuchte und grunzte die Sau. Jetzt war er am Steinehaus auf der Bergkuppe, und abwärts ging die Fahrt wie die wilde Jagd, und die Sau hörte er immer noch neben sich. Dort ist schon der Kreuzweg! Bremsen, bremsen, runter vom Blaubasalt in die Kurve, doch das gebremste Hinterrad rutschte auf der festen Sanddecke, und mit lautem Geschäpper kamen Rad und Fahrer zu Fall und rutschten über die feste Kiesstrasse in den Graben.

Einen Augenblick lag er wie gelähmt da, doch dann wollte sein Mageninhalt unbedingt an die frische Luft, und unter schrecklichen Geräuschen kotzte er sich fast die Seele aus dem Leibe. Doch dann riß ihn die Erinnerung an die Rennsau hoch. Wild schaute er um sich, doch da war nichts, überhaupt nichts zu sehen. Er hörte nur seinen rasselnden Atem und den Herzschlag laut in den Ohren klopfen und fühlte ein heftiges Brennen im Gesicht, Ellbogen, Händen und Knien. Seine Hände tasteten ins Gesicht, und er fühlte überall Blut und Sand und Dreck. Unter Aufbietung seiner letzten Kraft zog er das schwere Fahrrad aus dem Graben und stand schwer atmend auf der Straße. Sein Leib schien ihm schmerzhaft zu zerplatzen, und er glaubte, etwas Luft ablassen zu müssen. Aber das war viel - viel mehr als Luft, was ihm da heiß an den Beinen runterlief. So ist es, wenn man stirbt, dachte er, und konnte später nicht mehr sagen, wie er seine Wohnung in der Taunusstrasse erreichte.

Die Krämer Oma erzählte, daß sie bei brennendem Wachsstock am Fenster saß und den Rosenkranz betete, als der Steffel vor der Tür zusammenbrach. Sie zog ihren entsetzlich stinkenden und verdreckten Mann in das Zimmer, und beim Entkleiden sowie Waschen stammelte er immer und immer wieder von der Sau im Graben, und das Entsetzen und Grauen in seinen Augen ließ ihr eine Gänsehaut nach der anderen über den Rücken laufen. „Ei wej eich dem des Geschunnene met Kamille ausgewäsche hat, hun eich noch drei Ruusekränz gebeert (gebetet), bis der oigeschloofe wor. „ Und immer, wenn sie diese Geschichte erzählte, nahm sie ihr Taschentuch und wischte sich Tränen ab, so hatte sie jenes Ereignis aufgeregt. Sie sagte bis ins hohe Alter „Eich hunn gewißt, ders wors schlimmes passiert, un hunn de Worchsstock oogesteckt un de Ruusekranz gebeert“. Aber sie behauptete auch im Kriege zweimal, daß sie „heute Nacht“ von Blut geträumt habe, und dass ihrem Sohn August und später auch dem Johann was Schlimmes passiert sei, und jedesmal kam wenige Tage später die Nachricht von schwerer Verwundung des Sohnes. Ich bin heute noch davon überzeugt, daß die Krämeroma felsen- fest an die Rennsau glaubte, denn eine Sau soll den Steffel auch noch an anderen berüchtigten Gemarkungswegen begleitet haben. Nur von Trunkenheit und Alkohol sprach sie niemals bei dem Erzählen dieser Sauhalluzinationen, denn sie glaubte fest an ihren Mann Christoph. Die Tatsache, dass hier immer Alkohol mit im Spiel war, erfuhr ich von der schmunzelnden und lachenden Verwandtschaft erst viel später.



Es ist wohl nicht anzuzweifeln, daß es bis in die fünfziger Jahre Menschen in Weilbach gab, die fest an übernatürliche Erscheinungen glaubten, und noch immer leben alte Weilbacher unter uns, die einzelne Varianten meiner Nacherzählungen von ihren Vorfahren erfuhren und bestätigen können. Ich hoffe, daß ich mit der Festschreibung jener Überlieferungen unseren Enkeln einen kleinen Einblick in die Empfindungswelt unserer Vorfahren erhalten konnte.

### **Freunde in der Not**

Nachdem Hitler am 30.1.1933 zum Reichskanzler ernannt wurde und am 5.3.1933 Neuwahlen stattfanden, wurden bereits jüdische, kommunistische und sozialdemokratische Schriften und Zusammenkünfte verboten. Vor den Rathäusern wehten neben den Reichsflaggen bereits die Hakenkreuzflaggen, und die NS-Gauleitung hatte alle Kreis- und Ortsgruppenleiter angewiesen, die Tätigkeit von jetzt gewählten Juden oder Kommunisten notfalls mit SS- oder SA-Unterstützung zu verhindern. Ab jener Wahl also gab es keine Juden mehr in Deutschland, die in deutschen Parteien ein Amt als Kreisdeputierter, Bürgermeister, Beigeordneter oder Schöffe ausübten, und die Juden in Deutschland wurden zu einer macht- und stimmlosen Minderheit. Nach dieser öffentlichen Entmündigung wurde die ihrer öffentlichen Verteidigung beraubte jüdische Volksgruppe systematisch durch Hetzpropaganda und übelsten Anschuldigungen verleumdet. Schließlich konstruierte man über den Mord an dem deutschen Botschaftssekretär von Rat durch den Juden Herschel Grynspan eine Haßrede am 8.11.1938, die am 9.11.1938 die sogenannte Reichskristallnacht auslöste. Damals sollen 20.000 Juden verhaftet und zum Teil mißhandelt oder ermordet worden sein.

Als anschließend am 12.11.1938 eine Funktionärssitzung unter der Leitung von Hermann Göring auf Grund des sogenannten „Volkszornes“ weitere Maßnahmen gegen die Juden beschloß, war eine Völkermordlawine im Rollen, die unserem lieben Deutschland den größten Imageverlust der Geschichte zufügte. Doch nicht überall in unserem Lande konnte man die Menschen über Hetzparolen, entgegen dem gesunden Menschenverstand, gegen altvertraute Freunde und Zeitgenossen aufhetzen. In

unserem ca. 1.500 Einwohner zählenden Weilbach hatten die Nationalsozialisten große Mühe, ihre befohlenen Judenverfolgungen durchzusetzen, bis sich das Problem schließlich von alleine löste.

Wir hatten großes Glück, daß uns das Schicksal die Entscheidung ersparte, unter politischem Zwang angenehme Zeitgenossen zu verraten. Die nachfolgende Erzählung über jene Weilbacher Familie Stein wurde mir im Jahre 1989 von dem alten Freund der Familie, Herrn Aloys Hofmann, wortwörtlich mitgeteilt. Der gesamte Briefwechsel zwischen den Freunden Aloys und Friedel stand mir dafür zur Verfügung. Ich möchte mich an dieser Stelle bei Herrn Hofmann für dieses Entgegenkommen bedanken.

Vor jener Zeit also lebte die Familie Stein friedlich und hilfsbereit für jedermann in unserem Weilbach. Daß sie Juden waren, sah man nur an ihrer Feiertagskleidung, dem dunklen Anzug und dem großen Hut, den man in vielen Vereinsbildern erkennen kann. Die Mutter Selma Stein, geb. am 10.4.1876 (geb. August) sorgte für das leibliche Wohl der Familie, und Vater Karl Stein, geb. am 11. 1. 1871, verdiente das notwendige Geld über einen Futtermittel- und Getreidegroßhandel. Sie hatten einen Buben, den Friedel, geb. am 2.9.1907, und ein Mädchen, die Liesel, geb. am 12.9.1914, die ein halbes Jahr älter als meine in unmittelbarer Nachbarschaft wohnende Mutter war. Mutter erzählte mir immer, daß sie gerne zur Liesel zum Spielen ging und dort sehr wohlwollend behandelt wurde. Karl und Friedel Stein waren Mitglieder vieler Weilbacher Vereine, wobei TG Weilbach und die Kleintierzüchter besonders bevorzugt wurden. In diesen beiden Vereinen war auch das größte Potential ihrer Freunde integriert. Im Alltagsleben zeigten sie nicht, dass sie über etwas Vermögen verfügten, doch wenn es galt, die Vereinskasse zu unterstützen, waren sie immer großzügig. Hierbei muß man allerdings die im jüdischen Glauben verankerte Spendenpflicht mit als Spendengrund ansehen. Vater Karl soll gebürtiger Weilbacher gewesen sein, und seine Vorfahren sollen in und um Weilbach gelebt haben. Die Verordnung von 1841, die allen in Deutschland lebenden Juden gebot, bürgerliche Namen anzunehmen, erschwerte unter Umständen eine Namensrückverfolgung erheblich.

Für diese Erzählung ist die Herkunft der Familie allerdings auch nicht notwendig. Wichtig ist lediglich festzustellen, daß die Steins Menschen waren, die genau wie wir ihre Vorzüge und Fehler hatten, mit uns die Gemeinschaft im Vereinsleben suchten, so wie wir redeten und halt nur anderen Glaubens waren. Welcher Zwiespalt nun die Regierungsverordnungen in dem Empfinden der Weilbacher und der Familie Stein auslöste, soll ein wesentlicher Teil dieser Erzählung sein. Meine Informanten waren mehrere Weilbacher Bürger, Friedel Steins Briefe, eigene Beobachtungen und Aloys Hofmann, dessen Berichte ich als sehr objektiv empfunden habe und dessen Aussagen ich als neutrales Faktum sehe. Die zu Anfang genannte Entwicklung brachte also auch im Jahre 1933 einen großen Unfrieden in unsere Dorfgemeinschaft nach Weilbach. Zuerst ignorierten die Weilbacher alle Anordnungen der NSDAP, die gegen die Juden gerichtet waren. Als aber über psychologisch geschickt geführte Verleumdungskampagnen und Falschanschuldigungen in den Medien zum Hitler-Fanatismus neigende Weilbacher Bürger sich aus den Geschäften mit der Familie Stein zurückzogen, wurden auch neutrale Geschäftspartner ängstlich und unsicher.

Nach Aloys Hofmanns Aussage vertrat Friedel Stein um 1935, auf dem jüdischen Osterfest, vor versammelter Verwandtschaft die Meinung, dass die Juden in dem Auge Adolf Hitlers ein Sandkorn seien, das ausgemerzt werden müsse. Er sagte wörtlich „der bringt uns alle um“ und zog sich mit dieser schrecklichen Voraussage den Zorn und die Verachtung der Verwandten zu. Nur seine Schwester Liesel sah die Dinge so real wie Bruder Friedel. Schließlich erlebte sie doch in ihrem Beruf tagtäglich, wie sie trotz bester Leistung immer mehr zurückgesetzt und wie der letzte Dreck behandelt wurde. Sie soll bei ihrer Freundin angedeutet haben, daß sie gedenke auszuwandern. Auf deren erstaunte Gegenfrage, warum sie denn fort wolle, gab sie traurig zur Antwort „ei weil ich en Judd bin“. Diese Gegenfrage der Freundin beweist eigentlich recht drastisch, wie arglos und naiv unsere Elterngeneration den Ernst der Lage beurteilten. Liesel Stein aber wanderte bereits kurze Zeit nach jenem Gespräch zu Bekannten nach Amerika aus. Aloys, der Friedel beim Gepäcktransport half, erzählte mir, dass Vater Karl herzerreißend weinte, als Liesel das Haus verließ und er meint heute, dass Vater Karl Stein wohl damals bereits Friedels Vorhersage für denkbar hielt. Trotz allem konnte die Familie Karl Stein noch fast zwei Jahre recht und schlecht existieren. Ich erinnere mich gut an Karl Stein. Ich sehe mich noch heute an der Hand meiner Mutter die Hauptstraße hinuntergehen. Karl Stein stand oft auf der Brücke oder am Hoftor. Meine Mutter sagte dann zu mir „geh hie un saach dem Karl Stein guten Tag“, was ich gerne tat, denn der freundliche alte Mann, mit dem roten Gesicht griff dann immer in die Tasche seiner blauen Arbeitsschürze und schenkte mir ein Bonbon.

Bis zu dem Festschreiben dieser Geschichte wußte ich zwar, dass ich mich sehr weit in meine Kindejahre zurückerinnern konnte, daß dieser Rückblick aber auf das dritte Lebensjahr zurückgeht, überrascht selbst mich. Der Sommer meiner Rückerinnerung war Karl Steins letzter Lebenssommer. Am Freitag, dem 24.12.1937 schellte der Ortsdiener aus, dass zwischen den Jahren Gemeindebauplätze versteigert würden. Die Kreisverwaltung der NSDAP mache jedoch zum wiederholten Male darauf aufmerksam, dass Bürger, die mit Juden geschäftlich verkehrten, keinen Anspruch auf öffentliche Vergünstigungen hätten und nicht mitbieten dürften.

Nun muß Karl Stein wohl recht geduldig die Beschwerden der letzten vier Jahre ertragen haben, vielleicht in der Hoffnung, daß die Schikanen einmal aufhören. Doch da mußte ausgerechnet jetzt wieder so etwas erklärt werden. In einer Zeit, wo die Christenheit ihr Fest der Hoffnung und der Liebe feiert, werden die Menschen, die zu ihm halten, noch für ihre Treue bestraft. Da waren die Feiertage, wo er sich nicht durch Arbeit ablenken konnte, eine psychologische Folter für ihn, die er nicht mehr verkraften konnte. Am 27.12.1937 fand ihn Friedel dann erhängt im Nebengebäude. Er holte Aloys Hofmann zu Hilfe, und gemeinsam nahmen sie ihn vom Seil ab. Für Friedel Stein war dies der letzte Grund, das Geschäft zu schließen. Er war bereits vorher moralisch dazu bereit, als ihm Willi Burkard in seiner Eigenschaft als Ortsgruppenleiter der NSDAP bitten mußte, den Fußballplatz zu verlassen, weil sich zwei Zuschauer beschwert hatten. Johann Hart, der dabei stand, sagte zu W. Burkard: „Na, na, na, mußde des dann sei?“ Worauf ihm W. Burkard später unter vier Augen erklärte: „Moonste mir deet des Spaß mache, mei'm alte Nachbar, met dem ich immer gut auskumme bin, su wieh se duu?“

Die Völkermordlawine, die Göbbels und Göring am 12.11.1938 ausgelöst hatten, war im Rollen, und sie hätte den Parteifunktionär mit zerquetscht, der sich ihr in den Weg

gestellt hätte. Willi Burkard mußte solche, von Einzelpersonen in der Öffentlichkeit angezeigten Repressalien weitergeben, sonst wäre es ihm selber an den Kragen gegangen. Es sind aber viele Fälle bekannt, die er unter den Tisch fallen ließ und nicht weiter meldete, solange er genau wußte, daß sie noch nicht beim Kreisleiter bekannt waren. Eine kleine Episode soll W. Burkards Grundeinstellung erklären:

Johann Badeck und Ewald Bangert kamen gut angeheitert in den Schwanen und riefen schon im Türeingang „Heil Moskau!“ Im heutigen Stammtischwinkel saß Willi Burkard und las Zeitung. Er legte die Zeitung beiseite und sagte: „Doo setzt eich hie.“ Sie setzten sich gehorsam ihm gegenüber hin und dann sprach er zornig weiter: „Ich will hier in mei'm Vadder seine Wertschaft in Ruh en Äppelwoi trinke, un doo kummt ihr Idiode un ruft su en Scheiße. Ich müßt eich doch jetzt melde, un dann kummt'er fort! Awwer dann saache doch die Leit, de Borkerd hot die fort geschafft!“ Zornig soll er seinen Apfelwein über die beiden geschüttet und schnellen Schrittes das Lokal verlassen haben.

Diese Grundeinstellung, den Dorffrieden zu bewahren, behielt er während seiner gesamten Amtszeit bei. Es wurde sogar erzählt, daß die Weilbacher Gemeindeleitung auf das Kreisamt gemeldet haben soll, daß alle Weilbacher Juden fort seien, obwohl Friedels schwerkranke Mutter noch bis zu ihrem Tode (7.4.1938) im Hause lag.

Friedel heiratete nach Mutters Tod seine Freundin Lotte Marx. Es war eine Vernunftehe. Er, weil er nicht alleine sein wollte und sie, weil sie als Jüdin nicht ihren Studienabschluß als Chirurgin machen konnte. Sie zogen in Lottes Heimatstadt Heidelberg, um unerkannt dort zu leben, doch über das Einwohnermeldeamt kam die Gestapo wohl an seinen Namen, und man holte ihn nach der Kristallnacht ab und brachte ihn in das Konzentrationslager Dachau. Aloys Hofmann bekam im Frühjahr 1939 ein Telegramm von Lotte Stein, doch mal zu kommen. In der Annahme, Steins Auto sei zu reparieren, packte er sein Werkzeug zusammen und fuhr nach Heidelberg. Dort erfuhr er, daß Friedel im KZ ist, und dass das erwartete Amerika-Visum eingetroffen war.

Sie gingen zur Gestapo-Stelle und fragten unter Vorlage des Visums nach Friedels Verbleib. Der freundlich zuvorkommende Beamte telefonierte daraufhin mit einem guten Bekannten namens August in Karlsruhe, der wußte, dass Friedels Transport über Karlsruhe nach Dachau gegangen sei. Er schlug Lotte vor, am nächsten Tag um 9.00 Uhr in seiner Dienststelle in Karlsruhe zu erscheinen und stellte in Aussicht, eventuell die Entlassungspapiere besorgen zu können. Voller Angst und Argwohn besprachen sich Aloys und Lotte in einem abgelegenen Caffee und Lotte entschied sich, den Weg nach Dachau zu gehen, selbst auf die Gefahr hin, dass man sie dort behielt. Ihr Glück war, daß das NSDAP-Konzept noch nicht den Endlösungsstatus erreicht hatte und man noch vermögenden Juden die Ausreise ermöglichte, um legal an deren Restvermögen zu kommen. Friedel kam tatsächlich frei und sie fuhren am 18.8.1939 über Amsterdam nach Jamaika.

Friedel hatte in Dachau Glück im Unglück gehabt. Sein Kapo war ein strafversetzter Leutnant aus dem Elsaß, der seinen Vorgesetzten wegen Weiberge- schichten im Duell getötet hatte. Er gab Friedel die Order, die Abteilungskartei in Ordnung zu bringen, und als Friedel dies in wenigen Stunden erledigt hatte, zerriß er die Aufstellung und sagte, daß er es genau so haben wolle, aber erst in drei Wochen. Nun verstand Friedel, daß

er auf Zeit arbeiten mußte. Einmal bekam er die Order, seine Mitgefangenen zu aktivieren, eine Ladung Koks abzuladen. Er fragte seine Kameraden, wer helfen wolle, und weil niemand bereit war, mußte er ohne Helfer bei dem Kapo vorsprechen. Dieser ging nun in die Baracke und jagte sie mit Schimpfen und Schlägen durch das Fenster zu Friedel. Der, wollte unterwegs die Leute belehren, wie man einen Sack trägt, stieß aber auf taube Ohren. Als er den ersten Sack fachgerecht abgetragen hatte, fragte ihn einer der SS-Leute, was er von Beruf sei, und er antwortete „Bankkaufmann“, „woas büüst“ sagte der SS-Mann und schlug ihm die Faust ins Gesicht, daß er zu Boden ging. Als er sich aufgerappelt hatte, fragte er wieder und nach Friedels gleichlautende Antwort sagte er: „Dua wuillst mie, Sau Jud“ und schlug ihn wieder zu Boden. Nach der dritten Frage erklärte Friedel, dass sein Vater eine Futtermittelhandlung hatte und er nach Feierabend dort aushalf. Dies imponierte dem SS- Mann so, daß er wohlwollend meinte, Friedel wäre ein Kerl, der niemals untergehen werde. Seine Leidensgefährten, die diese Szene schadenfroh beobachtet hatten, weil sie glaubten, Friedel habe sie bei dem Kapo angeschwärzt, mußten die ungewohnte Arbeit nun alleine verrichten und wurden außerdem noch mit Schimpfkanonaden und Fußtritten traktiert.

Im Frühjahr 1939 wurde Friedel in die Kommandantur gerufen. Da er wußte, dass dieser Weg eine Einbahnstraße war, auf der niemand mehr zurück kam, schlug ihm die Nachricht so auf den Darm, dass er die Hosen beschmutzte. Als er aber seine Frau sah, versagten ihm fast seine Knie den Dienst. Er glaubte, sie sei nun auch eingeliefert, und die Nachricht von Visum und Freiheit konnte er gar nicht fassen. Man schickte ihn in die Kleiderkammer, seine Sachen zu holen, und der Kammerbulle gab ihm Papier und Lappen, damit er sich reinigen konnte. Schließlich gebot er ihm, seine Straßenkleider über die stinkende Sträflingskleidung zu ziehen, damit er keine Arbeit damit habe.

Im Büro sah er nochmals den SS-Mann vom Kokstransport, der abermals wiederholte, dass Friedel ein Kerl sei, der überall bestehen könne. Als er schließlich auf der Straße vor dem Lagertor in die Freiheit ging, glaubte er zu spüren, dass das Maschinengewehr auf dem Wachturm genau auf seinen Rücken gerichtet war und er meinte, jeden Moment die Todesschüsse zu fühlen.

Ein Telegramm von Friedel berief Aloys zwei Tage später nach Heidelberg, wo ihn Friedel als Gag in Sträflingskleidern empfing. Friedel erzählte ihm, daß er verpflichtet sei, kein Wörtchen über das Lagerleben zu erzählen. Schließlich erfuhr er doch, daß Sträflinge ohne offizielles Urteil totgeprügelt wurden und sich oft noch ihr eigenes Grab auf dem Lagerhof ausheben mußten, wo sie inoffiziell eingegraben wurden. Ein ehemaliger Graf, der bei dem Regime in Ungnade gefallen war, soll des Nachts oder früh morgens mit Schubkarre, Schaufel und Stampfer umhergefahren sein, um die Hügel einzustampfen und Splitt darüberzustreuen. Er selber aber habe außer der Koksangelegenheit keine Prügel bezogen.

Friedel besprach nun mit Aloys, wie sie den Hausrat und Haus verkaufen konnten und gab ihm, seinem Vermögensverwalter, den Auftrag, alles einzuleiten. Sie verkauften allen Hausrat von Wert an Weilbacher Bürger, und das Haus ging über einen Zwischenverkauf an Gottfried Koch an die Gemeinde über. Das gesamte Anwesen wurde bis 1945 als NSDAP-Parteiheim und Bürgermeisterwohnung genutzt.

Aloys hatte Grabstein und Grabeinfassung von Friedels Elterngrab auf dem Flörsheimer Judenfriedhof durch Franz Bechtluft herrichten lassen. Friedel, der nochmals das

Elterngrab vor seiner Abreise besuchen wollte, wurde von Aloys in Eddersheim mit Fahrrädern erwartet. Als sie, zusammen mit Franz Bechtluft, fast den Friedhof erreicht hatten, blieb Friedel erschrocken stehen, weil er keinen Hut dabei hatte. Er durfte sich gemäß seines Glaubens nur bis auf 300 m dem Friedhof ohne Kopfbedeckung nähern, außerdem durfte er als Angehöriger des Priesterstammes (Cohn) nur den Friedhof bei einem offenen Grab betreten. Aloys sorgte aber für freien Zutritt, indem er Friedel seinen eigenen Hut gab und die Friedhofsmauer symbolisch unter Mithilfe zweier Pflöcke und einem Seil an das Grab simulierte. Eine solche Umgehung der Gebote soll statthaft gewesen sein. Zuvor mußten sie allerdings einen großen Haufen menschlicher Exkremete beseitigen, die mitten auf der Grabplatte lagen. Alois hatte zuvor bereits beobachtet, wie zwei SA- Männer sich dahin- gehend betätigten.

An jenem Tage nahm Aloys seinen Freund Friedel mit nach Hause, um einige restliche Geschäftspapiere zu übergeben. Bevor sich Friedel verabschieden konnte, kam Peter Josef Müller (Milch-Pejob) und bat ihn, in sein Haus zu kommen, weil er ihm etwas für seine Brüder in Argentinien mitgeben wolle. Dies war allerdings nur ein Vorwand. Als er in das Haus kam, begrüßten ihn alle Jahrgangskameraden, Männlein wie Weiblein, die sich von Friedel verabschieden wollten. Einige Tränen sollen damals geflossen sein, auch bei Friedel. Aber nichtsdestotrotz wurde bis zum frühen Morgen Abschied gefeiert, und als Aloys seinen Freund mit dem Fahrrad nach Eddersheim zum Bahnhof begleitete, begegnete ihnen Willi Burkard, der keine glückliche Mine zeigte. Am gleichen Tage wurde Aloys wieder einmal, von zwei SA-Männern eskortiert, im Rathaus vorgeführt, wo ihn Willi Burkard, der Bürgermeister (damals noch der unparteiische Philipp Müller) und Hauptlehrer Ruß erwarteten. Sie sprachen nochmals auf ihn ein und baten ihn eindringlich, den Fiedel nicht mehr nach Weilbach zu holen. Sie klärten ihn nochmals auf, dass die Anzeige eines Fanatiklers bei der Kreisleitung nicht nur Aloys' Freiheit kosten, sondern auch ihre Amtsenthebung einleiten würde. Nun wusste man im Rathaus ganz genau, dass Friedel mit seinem Jahrgang die ganze Nacht durchgefeiert hatte, stellte aber trotzdem die Frage, wo Friedel denn genächtigt habe. Als nun Aloys etwas trotzig durchblicken ließ, dass Friedel bei dem Ehepaar Hofmann geschlafen habe, rastete Willi Burkard aus und packte Aloys am Kragen, um ihn zu schütteln. Er schrie ihn in höchster Erregung an: „Ei, Willste uns dann all unglücklich mache met dei'm Dickkopp! „ Aloys hatte allerdings schon lange verstanden, wie er mir später erzählte. Und er wusste auch, dass er zu weit gegangen war, aber da ja Friedel wenig später abreiste, gab es ja auch keinen Anlass mehr. Aloys wurde besonders von Willi Burkard immer sehr respektvoll behandelt, aber auch er spricht noch heute nur Gutes von dem ehemaligen Ortsgruppenleiter, weshalb ich ihn ja auch als neutrale Figur in dieser Erzählung betrachte.

Friedel Stein wollte eigentlich nach Belize in Honduras, mußte aber drei Monate auf Jamaika zubringen, weil er weder Schiff noch Geld zur Weiterfahrt zur Verfügung hatte. In Belize (Honduras) angekommen, trennten sich die Ehepartner, wie vorher ausgemacht, in Freundschaft. Lotte ging als Assistentin zu einem berühmten Chirurgen nach Mexico, und Friedel ging nach Florida und berichtete in seinem Brief vom 31.3.1947, wie er dort in der Wildnis ein Stück Land kaufte und eine Hühnerzucht aufbaute. Er habe dort selber die Bäume gefällt und Blockhütten errichtet. Als er 5.000 Hühner beisammen hatte, hätte er ein günstiges Verkaufsangebot bekommen und die Farm verkauft. Mit diesem Geld nun gründete er mit einem Freund zusammen ein Schmuckgeschäft, die Fa. Sanford Jewels Luggage Co. in Sanford Florida. Friedel

heiratete wieder, und aus der glücklichen Ehe gingen drei Kinder hervor. Liesel war ebenfalls verheiratet, blieb aber kinderlos. Sein Anwesen in Weilbach kaufte er später zurück und bot seinem Freund Aloys an, darin zu wohnen. Später aber, als er selber ein Haus in Amerika erwarb, verkaufte er sein Weilbacher Anwesen an Aloys, der es zu dem jetzigen Geschäftshaus ausbaute.

Aus Friedels Briefen von 1946 bis 1964 kann man sehr gut entnehmen, wer ihm damals wohlgesonnen war und von wem er sich betrogen fühlte. In seinem Brief vom 22.10.1948 bat er Aloys, er solle die Weilbacher ja nur in dem Glauben lassen, daß er zurückkomme, selbst wenn er es niemals vorhabe. Zu jener Zeit glaubte er noch, die Kleinbauern hätten damals bewußt seine kommerzielle Notlage ausgenutzt, aber auch hier muss Aloys Hofmann dessen Meinung aufklärend beeinflusst haben, denn in späteren Briefen überwogen die Grüße an viele Weilbacher, die getadelten Zeitgenossen bei weitem.

So nämlich, wie die Weilbacher Menschen die Not der Juden um 1936 nicht klar einschätzen konnten, so war auch Friedel damals nicht in der Lage, die Not der Kleinbauern zu erkennen. Sie verkauften ihm die Ernte, und er belieferte sie mit Futtermittel. Nach der Ernte wurde abgerechnet, und alle schienen zufrieden zu sein. In Wirklichkeit standen die Kleinbauern aber am Rande des Existenzminimums, wie mir eine Bauersfrau erzählte: „Doo hot de Kalenner gehomge,“ zeigte sie mir, auf die ehemalige Stelle an der Wand deutend. „Un doo hawwe alle Rechnunge dehinner gestocke, un wenn mer noch de Ernt` alles bezahlt hatte, is mornschnol in schlechte Johr'n nix mie iwwerich gebliwwe.“

Da kam also Friedel vor der Ernte und wollte dringend seine Ausstände kassieren, weil er das Geld unbedingt benötigte, und er hatte wohl damals nicht begriffen, dass vor der Ernte die Kassen der Bauern leer waren. Vielleicht sagte er sogar: „Ei doo gebt mer halt, was ihr habt, ich quittier aach soo“, und fühlte sich später betrogen. So ganz genau wird man die Dinge nicht mehr rekonstruieren können, und das ist auch gar nicht notwendig. Es geht hier nur darum, festzustellen, dass er lediglich von ganz wenigen Ausnahmen absichtlich, unter Ausnutzung seiner Not und Schutzlosigkeit, übervorteilt wurde. Diesen Schluß jedenfalls glaube ich aus Aloys Hoffmanns Aussagen ziehen zu können.

Zum Schluß der Erzählung soll hier noch erwähnt sein, dass in dieser Geschichte nur die Namen genannt sind, die in unmittelbarem Zusammenhang der Handlung stehen. Weder in den Briefen belobigte noch getadelte Weilbacher Namen werden hier veröffentlicht, damit der Friede in unserem Dorf nicht gefährdet wird. Wenn Willi Burkard in jener Zeit des Schreckens den Frieden mit dem Einsatz seiner Existenz verteidigte, dann ist es nicht mehr als recht und billig, dass ich als Chronist in guten Zeiten in Veröffentlichungen genauso den Dorffrieden bewahre. Den ganz genauen Historikern sei jedoch verraten, dass die hier verschwiegenen Namen auch in 100 Jahren noch aus Urkunden, Protokollen, Briefen und Gesprächsnotizen zu erfahren sind. Mitunter lesen sich die gesichteten Unterlagen spannend wie ein Roman. Die vielen Weilbacher, die bis zuletzt heimlich zu Friedel hielten. Die Notadressen, falls etwas schief gelaufen wäre, von Zahnarzt Wilhelm Stein in Belize oder Jakob Altmayer, 84 Grand Rue, Vieuxthann,

Haut Rhein France, oder aber die unerschrockenen Hilfeleistungen des kleinen, großen Mannes, der Friedels Freund war, und der noch nach Friedels Abreise dessen Schwiegerleuten Kartoffeln, Obst oder Brot nach Heidelberg brachte, bis sie eines Tages nicht mehr in ihrer Wohnung waren.

Dankesbriefe dokumentieren diese Taten und es ist nicht zu viel gelobt, wenn man jene Dinge in dieser Erzählung unterstreicht. Andererseits ist aber auch in den Briefen festgeschrieben, dass ein bekannter Flörsheimer Geschäftsmann Friedel aus dem Geschäft warf und ihn „Stinkjudd“ beschimpfte oder die Frau, die sagte, „der Drecksjudd gried nix mie“, als Aloys Tauschgut abholen wollte. Aber wie schon erwähnt, kann man letztere Fälle an einer Hand abzählen.

Ich brauche wohl nicht besonders zu betonen, daß ich mit dieser authentischen Erzählung unserer Weilbacher Nachkommenschaft ein möglichst objektives Bild jener Geschehnisse darstellen will. Man vermittelt unseren Kindern in Filmen und Schriften den Eindruck, als ob ihre Eltern und Großeltern Mörderbestien gewesen wären, indem man ihnen nur die Gräueltaten verhaltensgestörter Fantasten und Fanatikern vorgaukelt. Die stille Hilfe, Ohnmacht oder Angst der breiten Volksmasse aber, die das Leben auf dieser schönen Erde ausmacht, werden da kaum in Szene gesetzt. Ein solches Verhalten ist psychologisch strohdumm, weil es, auf Dauer gesehen, dem Verhalten unserer Nachkommen schädlich ist. Wie soll das gut gehen, wenn Fehldiagnostiker und Fanatiker ihre unverarbeiteten Schuldkomplexe wie eine Seuche in die Köpfe unserer Kinder infizieren und ihr Nationalbewußtsein zerstören. Sie produzieren damit Rauschgiftkranke, Psychopathen und Gegenfanatiker. Ein junger Mensch braucht doch zum Aufbau seiner Persönlichkeit Vorbilder und Ideale, und er muß doch diese Vorbilder im Elternhaus oder im eigenen Volk finden können. Ein Gesprächspartner sagte einmal zu mir: „Laßt uns doch auch wieder Stolz sein, Deutsche zu sein und Nationalbewußtsein zu haben wie andere europäische Völker auch, ohne uns gleich als Nazis und Revanchisten zu beschimpfen.“ „Bremst doch endlich weltweit die geifernden Fanatiker dieser Welt, die seit Jahrtausenden sehr große Schuld am Unglück unserer Welt haben.“ „Fanatismus und Haß sind seit tausenden von Jahren die Geisel der Menschheit, und wenn es uns gelingen sollte, unseren Kindern zu lehren, einen Fanatiker zu erkennen und zu isolieren, wäre das eine gute Sache. Die Realisten und Pragmatiker in der Volksmasse dürfen einfach nicht zu faul sein und müssen Fantasten und Fanatiker in Wirtschaft und Politik durch persönliche Mehrleistung verdrängen und ersetzen. Die Natur scheint Fanatismus und Haß im Menschen gepaart zu haben, um viel Bewegung in die Evolution hineinzutragen, denn es ist immer wieder zu beobachten, dass Haß, gepaart mit Fanatismus, die stärkste Antriebskraft im Menschen darstellt.“

Unsere allgemeine Geschichte beweist uns doch, dass diese beiden Charaktereigenschaften sowohl in der Vergangenheit, als auch in der Gegenwart Bevölkerungsminderheiten die Überkraft gaben, alle Pragmatiker in der Bevölkerungsmehrheit zu beherrschen. Solange dies also die Menschen nicht klar erkennen und ihren Realismus nicht aktivieren, bleiben wir trotz Demokratieillusionisten die Hammelherde, die wir Jahrtausenden waren. Diese Erkenntnisse können aber nicht in Familie, Kommune oder Volksgemeinschaft im Empfinden unserer Kinder wachsen, solange sie durch Schuldkomplexe aus unbewältigter Vergangenheit anderer Generationen erstickt werden.



Ich wünsche mir als Autor dieser Erzählung, dass unsere Weilbacher Nachkommen besonders jene Geschehnisse sachlich aufnehmen, und mit ihren Eltern und Großeltern besprechen. Diese Gespräche sollen sie doch von Schuldkomplexen befreien, die ihnen von Schule und Medien eingesugert wurden. Schließlich müssen sie doch später in der Lage sein, Schlagworten wie „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ oder dem Begriff „Erbschuld“ frei und offen entgegenzutreten. Sie sollen doch niemals infolge Verklemmungen aus einseitiger Berichterstattung zum Gegenfanatiker, egal auf welcher Seite auch, werden. Aktion ergibt Reaktion, sagt man doch immer, und ich glaube zu beobachten, dass die Wurzeln des zunehmenden Rechtsradikalismus der endachtziger Jahre auch durch die Aufklärungsfehler genährt wurden.

Es wäre sehr zu begrüßen, wenn unsere Wiedergutmachungsfanatiker und auch die Juden erkennen würden, daß Aufklärung nur dann gut ist, wenn sie nicht nur einseitig dargestellt wird. Damit nun die Ausführungen von späteren Generationen richtig verstanden werden, muß man die Nachkriegsentwicklung an einem aktuellen Beispiel in Kurzfassung erläutern.

In der „Flörsheimer Zeitung“ vom 19.12.89 war zu lesen, dass der Jüdische Friedhof mit Farbschmierereien und NS-Symbolen geschändet wurde. Es wurde von größter „Betroffenheit“ im Rathaus berichtet und von „Unverständnis“, da dies ausgerechnet im Jahre der 50. Wiederkehr des Jahres der Judenprogrome (Judenverfolgung) geschah und schließt mit dem Satz: „Wehret den Anfängen!“ Diese naive Betroffenheit scheint nun ganz klar aufzuzeigen, dass sich unsere Führungselite und Intelligenzschicht mit ihrem Denken und Empfinden von der breiten Volksmasse recht weit entfernt haben. Drehen wir doch das Rad der Zeit in die vierziger Jahre zurück. Damals habe ich in Weilbach niemanden gehört, der etwas Negatives über die Juden sagte. Ehemalige Judenfreunde und -gegner waren gleichermaßen betroffen über das große Unrecht, das man diesem Volke zugefügt hatte.

Damals saßen noch Bürgermeister, Gemeinderäte und Bürger kunterbunt im Wirtshaus oder in Vereinssitzungen bzw. Feiern beisammen und oft wurden lautstarke Diskussionen ausgetragen. Kontroverse Meinungen wurden insgeheim von den einzelnen Teilnehmern überdacht und führten zu Kompromissen. Trennte man sich anschließend, sprach man nicht nur die gleiche Sprache, sondern man dachte auch gleich oder ähnlich. Allerdings waren wir damals alle arm und unser Gemeindeleben war kleiner.

Das Zusammenrücken innerhalb der einzelnen Fraktionsblöcke änderte noch nichts Wesentliches am Gedankenaustausch zwischen Bürgern untereinander und zwischen ihrer Verwaltung. Als jedoch das Fernsehen in die Wohnungen der Menschen kam, wurde der Gedankenaustausch nach und nach gemindert. Immer mehr unserer Zeitgenossen bildeten jetzt ihre Meinung nur noch aus den Medien oder Familie und vielleicht noch aus den Gesprächen mit Kollegen. Andere wieder schöpften ihre Meinungskomponenten aus geschäftlichen, sportlichen oder fraktionellen Interessenkreisen. Eine Vielzahl von weltanschaulichen Meinungsmodellen scheint nun entstanden zu sein, die mangels koordinierendem Gedankenaustausch auseinander drifteten. Die Zusammenfassung mehrerer Gemeinden zu einer größeren

Verwaltungseinheit scheint diese Entwicklung noch wesentlich begünstigt zu haben, so dass nach einigen Jahrzehnten BRD-Existenz weder zwischen den Bürgern untereinander noch zwischen Bürgern und Führung gemeinsames Gedankengut vorhanden zu sein scheint. Ich glaube zu beobachten, dass die menschliche Empfindung, die man als „Angst“ bezeichnet, hier ganz wesentlich mit dazu beitrug, dass die Meinungsabstände immer größer wurden. Erinnern wir uns doch an die infolge der Vergangenheitsbewältigung stattfindenden Prozesse, Aufklärungskampagnen, Filme und Fernsehdiskussionen. Die anfangs sachlich und zu Recht geführten Beschuldigungen des jüdischen Volkes gegen die Nationalsozialistischen Deutschen haben wohl bei keinem deutschen Bürger aggressive Emotionen erzeugt. Die anschließenden unsachlichen Beschimpfungen jüdischer Fantiker, die von nie zu verlöschen- der Erbschuld, Rache mit dem Zitat „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ und mit Vergeltung bis in die Ewigkeit agierten, haben offensichtlich bei vielen Bürgern, die niemals etwas mit Judenverfolgungen zu tun hatten, Befremdung, wenn nicht gar Ärger oder auch Angst ausgelöst. Da gab es nun Deutsche, die mit gutem Recht in öffentlichen Reden oder Schriften gegen solche Unsachlichkeiten protestierten und sich dabei vielleicht etwas ungekonnt ausdrückten. Sie wurden von jüdischen Vertretern als Antisemiten erklärt, durch die ganze Weltpresse geschleift und verloren ihre Existenz. Dies hatte zur Folge, dass ein Großteil unserer Politiker aus Angst so überempfindlich und vorsichtig wurden, dass ihr Verhalten in Judenangelegenheiten ihre Wähler peinlich berührte und beschämte. Sie brachten es sogar 1989 fertig, einen eigenen Kollegen, den Bundestagspräsidenten Jenninger, zum Rücktritt zu veranlassen, nur weil er eine wahrheitsentsprechende, geschichtspolitische Rede ungeschickt vortrug.

Das besonders Schlimme an dieser Entwicklung ist aber, dass die Angst, etwas Falsches zu sagen, mittlerweile bis in die breite Volksmasse eingedrungen ist. Ich beobachte immer mehr einfache Zeitgenossen, die jüdische Themen nur heimlich, leise oder, wie man so sagt, „mit vorgehaltener Hand“ erörtern. Als Chronist muß ich diese Tatsachen offen aussprechen. Als Zeitgenosse muß ich aber sagen dürfen, dass mir diese Entwicklung nicht gefällt, denn aus psychologischer Erfahrung heraus wissen wir doch, dass infolge Unterdrückung, egal ob geistig oder körperlich, bei fast allen Menschen mehr oder weniger Emotionen gegen die Unterdrücker geweckt werden. Und wenn man sich nur heimlich und mit „vorgehaltener Hand“ zu reden getraut, weil man Angst hat, daß eine unüberlegte Redewendung falsch ausgelegt wird, dann ist der Tatbestand einer geistigen Unterdrückung akut. Nun kann man ja davon ausgehen, dass ein Großteil unserer Bürger diese Verhaltensweisen nicht mehr verstehen können. Da sitzt man nun im kleinen Kreis zusammen, der eine äußert Angst und Besorgnis, ein anderer schimpft und läßt so seinen Zorn abfließen, ein dritter erzählt alte Geschichten über betrügerische Juden, ob wahr oder unwahr, keiner prüft es nach, und ein vierter stellt die Frage: „Warum eigentlich verfolgten irgendwann einmal alle Völker dieser Erde das Volk der Juden?“ Da gibt es womöglich auch junge Menschen, die ihren anerzogenen Schuldkomplex aus ihrer Schulzeit sehr kritisch überprüfen oder ihn sogar ablegen. Die Mehrheit aber dürfte wohl nach dem gesunden Menschenverstand urteilen und sagen: „Betrüger, Querulanten und Fanatiker gibt es in jedem Volk dieser Erde, und nach dem Verhalten einer Minderheit kann man kein ganzes Volk verurteilen.“

Schließlich gibt es wie überall auf der Welt Menschen, die da meinen, den anderen einen Denkkzettel verpassen zu müssen, oder aber auch aus Dummheit oder Überheblichkeit handeln und mit Farbe und Pinsel nationalsozialistische Symbole auf jüdische Einrichtungen schmieren. Aber wer hat dies nun getan, waren es wirklich alte, unverbesserliche Nationalsozialisten oder waren es, durch die oben beschriebene Entwicklung, neugezüchtete NS-Schwärmer? Was aber könnte der tiefere Grund ihrer Handlung gewesen sein, war es eine Warnaktion aus Frust und Angst, oder war es bereits Antisemitismus? Mit größter Wahrscheinlichkeit war es kein Judenhaß, denn Haß schmiert nicht, sondern vernichtet, wie wir alle aus jüngster Erfahrung heraus wissen. Wirklicher Antisemitismus wäre aber dann wieder denkbar, wenn die oben beschriebene eskalationäre Tendenz weiter anhält und die Schere des gegenseitigen Nichtverstehens weiterhin auseinanderdriftet. Wie einfach wäre dies zu bremsen. Wahrscheinlich würde es bereits genügen, wenn man die Entgleisungen der wenigen Phantasten einfach übergeht und totschweigt.

In unserem Beispiel hätten Mitarbeiter der Stadtreinigung die Schmierereien fürs Erste einmal so gut wie möglich abgewaschen, die Presse wäre gar nicht erst benachrichtigt worden, und noch viel weniger hätten die Juden selber etwas erfahren. Kein Rachegeheul bei jüdischen Fanatikern weckt auch keine Angst oder keinen Frust bei den Deutschen, und die Möglichkeiten einer längst fälligen Aussöhnung zwischen Juden und Deutschen wäre somit wenigstens konstant geblieben. Die Wünsche der absoluten Mehrheit unseres Volkes tendierten doch nach Frieden und Aussöhnung mit den Juden. Schließlich mußten sich doch die Schuldigen der deutschen Judenverfolgung längst vor einem höheren Richter verantworten und deren Enkelgeneration kann man doch nicht weiterhin die Missetaten der Großväter anlasten. Die Mehrheit meiner Gesprächspartner jedenfalls meinten, dass man die Lage mit ständigem Gezeter offensichtlich nur verschärfe.

Beim Recherchieren meiner Aufzeichnungen komme ich zwangsläufig mit vielen Bürgern aus verschiedenen Denkkreisen ins Gespräch. Und so erfuhr ich bereits in den siebziger Jahren, was in einem Gesprächskreis von Geschäftsleuten aus dem Frankfurter Mittelstand diskutiert wurde. Es ging da um die Aussage eines Gesprächsteilnehmers, der behauptete, dass Juden immer wieder von der Stadt Bau- und Geschäftsvorhaben genehmigt würden, die man den Deutschen vorher verweigert hatte. Er kommentierte seine Aussage damit, indem er sagte: „Ei die hawwe des nur genehmischt, weil die Judde gedroht hawwe, die Verweigerung geschähe aus antisemitistischer Grundeinstellung von dem Beamte. Un weil der Ängst hat vor Trawwel, hot der alles genehmigt!“ Ein anderer aber wollte wissen, daß jüdische Geschäftseröffnungen staatlich subventioniert würden, und dass sie nach geraumer Zeit einen Konkurs vortäuschten und dann an Verwandte oder Freunde verkaufen würden. Diese würden das Spielchen so lange wie möglich weiterspielen, bis man schließlich eine Gesellschaft gründen würde, an der alle vorherigen Geschäftsinhaber beteiligt wären.

Lüge oder Wahrheit? Ich habe nie den Wahrheitsgrad dieser Aussagen überprüft. Doch hatte ich den Eindruck, dass alle Anwesenden diese Geschichten glaubten und ich selbst glaubte aus den verschiedenen Reaktionen der Gesprächsteilnehmer Existenzangst und Sozialneid beobachtet zu haben und stellte mir die Frage: „Ob da

nicht bei diesem oder jenem ein wenig Antipathie gegen die Juden im Gedankengut hängen blieb?“ In solchen Fällen addieren sich sehr leicht andere Eindrücke hinzu und ergeben als Endsumme das, was wir eigentlich alle nicht wollen. Viele meinten, dass schamlose Ausnützung von Vorteilen oder Erzwingung derselben über Drohungen oder Bestechungen ja heutzutage weltweit und bei allen Völkern die Norm erfolgreicher Geschäftsleute wären. Und es sei deshalb zu entschuldigen, wenn auch jüdische Geschäftsleute bis an die äußersten Grenzen des gesetzlich Erlaubten und auch wie andere ein Stückchen darüber hinaus gingen. Da müßten eben unsere Staatsorgane besser auf „alle“ aufpassen oder die Gesetze entsprechend verändern bzw. einseitige Vergünstigungen streichen. Ja, aber da müßten die Gesetzesmacher ja Angst haben, als Antisemiten bezeichnet zu werden, meinten wieder andere, und dies wäre wohl nicht zumutbar? Wie die breite Masse darüber empfände, dafür interessierte sich wahrscheinlich niemand aus unserer Führung, meinten sie. Leider aber ist es mittlerweile ein offenes Geheimnis, dass man den Holocaust zu seinem eigenen Vorteil „instrumentalisiert“.

Wenn dann aus einer verunsicherten Volksmasse neue Parteien wachsen oder Terrorismus entsteht, so ist es ein Zeichen dafür, dass die vorhandenen Parteien irgendwo versagt haben und dem Willen ihrer Wähler nicht gerecht wurden. So wurde der dringend notwendige Schutz unserer Umwelt lange Zeit grob vernachlässigt. Nachdem aber dann junge Leute eine Partei für den Umweltschutz ins Leben riefen, versuchte man dieser Partei einen schlechten Leumund anzuhängen. Dadurch kam es zu Eskalationen, die zu offenen Konfrontationen führten. Im Volksmund ist man allerdings heute der Meinung, daß die Grünen äußerst wichtig waren für die Ankurbelung der Umweltschutzmaßnahmen seitens der großen Parteien. Nun, da sie Fuß gefasst haben beginnen sie mit ihrer „Multikultiidee“ und der Blockade wichtiger Baumaßnahmen dem Volkswohl zu schaden. Ein ähnliches undemokratisches Verhalten unterstellen heute viele Bürger den Kampfmaßnahmen der großen Parteien gegen die Republikaner.

Wir müssen eben alle miteinander damit kalkulieren, dass hier und da Mitbürger ihre Trägheit überwinden, eine Partei gründen, um Dinge zu forcieren, die von den anderen Parteien vernachlässigt wurden. Diese Parteigründer füllen dann mit den unbefriedigten Wünschen ihrer Zeitgenossen ihr Programm. Sie treten unter anderem gegen eine Überfremdung durch Asylanten ein, gegen die Unterdrückung des Nationalbewusstseins unserer Jugend, oder für eine bessere Bekämpfung des gesamten Kriminalitätsaufkommens in unserem Land und trafen damit so den berühmten Nagel auf den Kopf, dass sie erhebliche Wählerstimmen gewannen.

Nachdem nun die anderen Parteien ihren Schock überwunden hatten, griffen sie fast übereinstimmend den neuen Konkurrenten an und bezichtigten ihn nationalsozialistischer Ziele. Viele Bürger, mit denen ich darüber sprach, fanden diese Formulierung nicht gut. Sie versicherten mir, dass sie Angst hätten vor Ghettobildungen durch moslemische Minderheiten ähnlich den Großstädten Amerikas, dass sich die Fremden nicht assimilieren oder aber sie hatten Angst über eine noch schneller wachsende Kriminalität infolge Dauerarbeitslosigkeit der Echt- und Scheinasylanten.

Einige meiner Gesprächspartner führten sogar an, dass es nicht im Sinne des demokratischen Grundprinzips wäre, eine junge Partei wegen derer anderer Zielsetzungen offen zu bekämpfen oder gar zu verbieten. Demokratie hieße doch, daß jeder seine Meinung offen und ungestraft äußern dürfe. Ein anderer meinte, dass es ein Tritt in das demokratische Gesäß gewesen wäre, als man vor einigen Jahren eine kommunistische Parteigruppe auf Berufung des Grundgesetzes verbot. Man solle doch nicht immer gleich mit dem Holzhammer zuschlagen, sondern die Schwächen einer solchen Partei sachlich publik machen und den Rest ihres Unterganges würden die dann selber veranlassen. Er spielte damit auf die Reden des Republikanerführers an, der u.a. am 1.3.90 in Cham vor 7.000 bierseligen Anhängern ausgerufen haben soll: „Ich bin der Erneuerer Deutschlands.“ Mein Gesprächspartner meinte, mit diesem und anderen größenwahnsinnigen Aussprüchen verlören sie Wähler. Bei unsachlicher Bekämpfung aber gewännen sie neue Anhänger oder Protestwähler. Viele Gesprächspartner hoben besonders hervor, dass sie Angst vor Taschendieben, Stadträubern und Einbrechern hätten. Sie zitierten Zeitungsartikel, in denen berichtet wurde, dass man immer mehr Scheinasylanten bei kriminellen Delikten erwischt oder, dass ganze Einbrecherbanden aus östlichen Nachbarländern in Deutschland tätig seien. Es wäre also unbedingt an der Zeit, etwas gegen diese Mißstände zu tun, und wenn die alten Parteien zu feige wären, mehr durchzugreifen, dann gäben sie ihre Stimmen eben neuen Parteien, die Abänderungen zum Ziel hätten. Einige räumten ergänzend ein: „Man braucht sie ja nicht immer zu wählen, vielleicht genügt eine Legislaturperiode, um die anderen Parteien zu aktivieren.“

Leider ist es eine Tatsache, dass die Kriminalität und besonders die Einbruchdiebstähle am helllichten Tage, in äußerst dreister Weise erschreckend zugenommen haben und die Polizei kaum noch in der Lage ist, auch nur 10% der Delikte zu verfolgen oder aufzuklären. Alle in diesem Bericht erwähnten Mängel addieren sich zu einer Summe von Angst und Zorn in erheblichen Teilen unseres Volkes. Da aber nicht jeder Bürger alleine in der Lage ist, alles sachlich zu verarbeiten, kommt es hier und dort zu irgendwelchen Ausschreitungen gegen vermeintliche Störfaktoren. Die Opfer können sowohl Juden als auch Asylanten oder Fremdarbeiter sein, und da jede Aktion bekanntlich die Unschuldigen trifft, wollen wir alle hoffen, dass unsere Regierung recht bald eine Lösung findet, die umgehende Besserung in allen Punkten bringt. Mit der Parole „Wehret den Anfängen“ jedoch dürfte nichts Wesentliches zu verbessern sein.

Wie oft schon erwähnt, rede ich infolge meiner geschichtlichen Aufzeichnungen sehr viel mit allen Zeitgenossen aus allen Denkreisen, kenne deren Meinungen und beeinflusse meine Meinung außerdem noch selber, indem ich über meine aufgenommenen Eindrücke nachdenke. Oft leihe ich mir ein Medium aus der Technik aus, an dem ich mir die oben behandelten Zusammenhänge selber klar mache. So stelle ich mir für die in obiger Beobachtung erwähnten Beispiele zwei Schieberegler eines Mischpultes vor. Der eine fungiert als Empfänger und stellt die Eingangsskala dar, in die alle persönlichen Empfindungen eingehen, die den einzelnen Menschen erreichen. Der andere Regler ist der Absender von Aussagen und Handlungen (vorwiegend Regierung und Verwaltung), die jene Empfindungen im Persönlichkeitsbereich auslösen. Diese beiden Skalen stehen in unmittelbarem Zusammenhang miteinander und bestimmen unser Zusammenleben.

Der Schieberegler unserer persönlichen Empfängerskala mag also von 0 bis plus minus 10 gehen, von gut bis böse, oder wenn Sie es so wollen, von Affenliebe bis Totschlag. Das Ideal plus - minus 1 wird von niemandem erreicht, 2 ist sehr gut, 3 ist gut und ab 5 werden bereits negative Emotionen geweckt. Empfindet also eine Person auf Größe 5, und unterhält sich nur mit Personen seines Denkkreises, dann kann seine Meinung unter Umständen noch schlechter werden. Beredet er jedoch seine Empfindung mit Menschen aus verschiedenen Denkkreisen, wird sie mit größter Wahrscheinlichkeit besser. Ich erinnere hier an unser o.a. Beispiel aus den endvierziger Jahren, wo verschiedene Denkkreise ihr Gedankengut intensiver austauschten.

Der Schieberegler der öffentlichen Senderskala, der als Absender die Meinungskennntnis über das zu beeinflussende Volk darstellt, geht auch von 0 bis plus - minus 10. Den Idealwert plus - minus 1 erreicht auch hier niemand, 2 wäre sehr gut und bei 3 wäre die Regierung so gut über die Volksmeinung informiert, dass alle mit ihren Maßnahmen zufrieden wären. Ab Größe 5 fällen sie aber Entscheidungen oder treffen Maßnahmen, die bei ihren Wählern mehr oder weniger negative Reaktionen auslösen.

Zusammenfassend könnte man also sagen: Je mehr Gedankenaustausch gemischter Denkkreise, um so mehr wird die Meinungsbildung im Volk ideal. Je mehr Kenntnisse über die wirkliche Meinung der Zeitgenossen bekannt sind, um so besser kann der Politiker emotionsverdächtige Maßnahmen vermeiden. Gewiss fragt der moderne Politiker hin und wieder auch einmal ein Meinungsforschungsinstitut, bekommt aber niemals die wirkliche Grundmeinung ausgewiesen, weil der Befragte aus Vorsicht und Angst die schriftlich niedergelegte Antwort bereits in Richtung Idealmeinung geschönt hat. Wenn ich aber meine Gesprächspartner unverhofft frage, bin ich fast immer sicher, dass ich bei intuitiver Antwort ihre Grundmeinung erfahre. Ich lege aber allergrößten Wert darauf, dies vertraulich zu behandeln und nenne deshalb auch bei o.a. Bericht keine Namen meiner Gesprächspartner. Wäre ich Politiker, dann würde ich versuchen, die intuitive Grundmeinung meiner Wähler über meine ehrenamtlichen Genossen in der Parteibasis zu erfahren (keine Bespitzelung, die zur Verfolgung führen könnte). Dieses Wissen, in die allgemeine Regierungsarbeit integriert, könnte sich womöglich auszahlen.

Ich weiß, dass viele Zeitgenossen sagen werden: „Solche Ausführungen gehören doch nicht in diesen Rahmen“ oder „So was Langweiliges!“ Ich möchte deshalb nochmals daran erinnern, dass ich meine Schriften nicht als Unterhaltungs- sondern als Informationslektüre betrachte, die auch von späteren Generationen verstanden werden soll.

## Begegnungen in Russland

Wir wissen heute, dass viele Weilbacher mit der Napoleonarmee nach Rußland ziehen mußten, aber niemand hat je darüber berichtet. Nun wäre ein solcher Bericht bei lokalgeschichtlich interessierten Weilbachern in unserer Zeit eine Sensation, die bis über Weilbachs Grenzen hinaus Aufsehen erregen würde. Da wir nun im ausgehenden 20. Jahrhundert noch genügend Kriegsteilnehmer aus dem 2. Weltkrieg befragen können, soll hiermit die Chance genutzt werden.

Nun ist aber nicht jeder Russlandfeldzugs-Teilnehmer bereit, über seine Erlebnisse auszusagen. Einige lehnten mit den Worten ab, „do de voo will ich nix mie wisse“ und andere erschienen mir wiederum zu heldenhaft in ihren Ausführungen. Hier soll ein pragmatischer Bericht über einen am Vormarsch beteiligten Weilbacher erzählt werden, der unseren Nachfahren ein glaubhaftes Bild jener Monate 1941/42 vermittelt. Es soll kein Heldenepos werden, wie sie in der Sieges euphorie des Vormarsches massenhaft verfaßt wurden, um die Jugend zu begeistern. Aber die schmerzlichen Niederlagen des Rückzuges werden hier auch nicht angeschnitten, weil in der Nachkriegszeit genügend pragmatische Berichte geschrieben wurden. Den Weg jedoch, den ein Einzelner aus unserem Dorf, stellvertretend für alle, gehen mußte, so kurz wie möglich und ohne Übertreibung im Nachhinein erzählt, sollte hier festgeschrieben werden. Dieser „Einzelne“ zog in Russland durch Dörfer, deren damaligen Bewohner nebst Nachkommen heute in Weilbach und Diedenbergen leben.

Den richtigen Erzähler glaube ich in Lory Buch gefunden zu haben. Er ist als lebensfroher und friedliebender Mensch bekannt und seinem Naturell gemäß alles andere als kriegslüsternd. Außerdem empfand ich seine Erzählungen immer sehr sachlich. Lory gehörte zu den Jahrgängen, die um 1939, im 19. Lebensjahre zur „Deutschen Wehrmacht“ zwangsrekrutiert wurden und nach ihrer Ausbildung sofort an der Westfront zum Einsatz kamen. Die Eroberungen der westeuropäischen Staatsgebiete empfanden diejenigen, die nicht direkt in schwere Kämpfe verwickelt waren, mehr als großes Abenteuer. Erinnerungsfotos zeigen noch fröhlich lachende junge Soldaten und im Hintergrund freundlich lächelnde Quartierleute in den Hausfenstern. Als nun viele Kriegsteilnehmer nach den Kampfhandlungen in Mainz aus dem Wehrdienst entlassen wurden, glaubten die meisten an eine gute und friedliche Zukunft.

So war auch Lory froh, wieder Zivilist sein zu dürfen und auf meine Frage, ob es ihm und seinen Kameraden damals Spaß gemacht hatte, meinte er, dass ihm nur einer in seinem Zug aufgefallen wäre, der unbedingt an die Front wollte, um Held sein zu dürfen. Lory erzählte mir 1989, dass es ihm damals gar nicht recht war, als er schon bald wieder eingezogen wurde und von 19.1.41 bis zum 1.3.41 zur Lehrtruppe der Infanterie-Geschützkompanie nach Bulgarien abgestellt wurde. Er gehörte nun zur 72. Division der 11. Armee der Heeresgruppe Süd unter General von Rundstedt und wurde geschliffen, was das Zeug hielt. Die Bewaffnung bestand aus einem Zug SIG 33 und zwei Zügen LIG 18 (SIG = schwere Infanterie Geschütze). Die Geschütze wurden noch von Pferdegespannen gezogen, und als die Truppe Ende März in Richtung Griechenland zog, waren die meisten Zwangsteilnehmer alles andere als begeistert. Aus seinem Soldbuch zitierte mir Lory wie folgt:

Bereits am 6.4.41 bis 9.4.41 waren sie bei der Durchbruchsschlacht durch die Metaxaslinie und der Eroberung von Saloniki eingesetzt. Vom 10.4.41 bis 14.4.41 stießen sie zum Aliakmon vor, und vom 15.4.41 bis zum 21.4.41 kämpften sie in der Schlacht am Olymp mit. Nach anschließenden Verfolgungskämpfen durch Thessalien waren sie vom 22.4.41 - 30.4.41 bei der Schlacht bei Thennopylen dabei und verfolgten den Gegner bis Athen.

Bei diesen Kämpfen hatte der SIG-Zug Glück im Unglück, als sie mit ihren Gespannen in einem Morastgebiet hängenblieben. Die schwere Artillerie aber, die hieraus die Lehre zog und mit Anlauf sowie brutalem Prügeln durch den Morast kam, geriet kurz darauf in einen griechischen Hinterhalt und wurde mit Mann und Maus vernichtet.

Diese geschundenen Menschen und Tiere des SIG-Zuges, deren müde Knochen schmerzten und die wundgelaufenen Füße brannten, Durst und Hunger quälte sie und doch waren sie froh und glücklich, dass sie noch lebten. Ein kleiner Morast nur ersparte ihnen das Schicksal der Artilleriesoldaten.

Vom 1.5.41 bis etwa 21.6.41 hatte der SIG-Zug einigermaßen Ruhe. Appelle, Feldübungen und Beschäftigungstherapien sorgten für Ruhe und Ordnung in der Truppe. Als sie schließlich nach Rumänien verlegt wurden, gab es etwas Freizeit, aber auch Strafen und Verwarnungen. Einmal bot eine Zigeunertruppe ihre Künste auf der Dorfstraße dar. Kinder, Frauen, Mädchen und Soldaten schauten zu, und als Musikanten flotte Weisen intonierten, sagte Lory „jetzt werd gedornzt,“ er forderte ein Mädchen auf, sein Kamerad tat desgleichen und unter den Beifallsrufen der Kameraden tanzten sie einen flotten Dreher auf der Dorfstraße. Durch den Lärm wurde allerdings die Kompanieführung angelockt, die den Zauber der Stunde barsch unterbrach. Beide mussten nun zur Schreibstube und wurden postwendend bestraft. Sein Kamerad, dessen Vorstrafenregister etwas größer war, bekam 3 Tage Arrest. Lory aber kam mit einer Verwarnung davon.

Wenige Tage später besuchte er mit einem Kameraden ein Lokal, ohne den Anschlag an der Tür zu beachten. Sie wurden gut bewirtet und erlebten einen angenehmen Abend. Als der Kamerad am nächsten Tag nochmals das Lokal aufsuchte, erwischte ihn eine Militärstreife, und es kostete ihn 3 Tage Arrest. Schmunzelnd zeigte mir Lory das Foto eines jungen, hübschen Mädchens und meinte, „guck eich hat sogar e'kloo Freundien do unne.“ Anschließend erzählte er, dass sie streng geführt wurden und



meinte schließlich, „na ja, wenn die uns junge Kerle nit on de Kandarre gehabt hätte, wer'n mir met dene Schlitte geforn“.

Am 22.6.1941 begann dann der Angriff auf Rußland. Lory und sein Zug waren vom 2.7.41 bis 25.7.41 bei den Kämpfen zur sogenannten „Befreiung Bessarabiens“ und beim Durchbruch durch die Stalin-Linie mit dabei. Sie kamen manchmal durch Dörfer, wo nur deutsch gesprochen wurde, und man hätte fast denken können, dass sie tatsächlich „Befreier“ waren. Aber sie trafen dort nur Frauen und Kinder an, die traurig waren, weil ihre Männer und Väter kurz vorher von den Sowjets verschleppt worden waren. Trotzdem hatte Lory in jener Gegend ein schönes Erlebnis.

Es war an seinem 22. Geburtstag am 15.7.41, als sie nach 13 schweren Gefechtstagen das Städtchen Kalarasch eingenommen hatten. Irgendwie hatte er das Bedürfnis, in das Städtchen zu gehen, das voller Infanterie-Marschkolonnen war und bekam auch die notwendige Erlaubnis. Es war Mittagszeit, und überall standen und saßen marschmüde Soldaten in Zugstärken auf den Straßen. Auf einem Haussockel saß ein Infanterist und döste vor sich hin. Sein Marschgepäck lag griffbereit neben ihm, und den Karabiner hielt er zwischen den Knien. Mensch, dachte Lory, des is doch de Spengler? „Jaakoob“, ruft Lory, und der „Graue“ schaut hoch, „ei, Lori wu kimmst du dann her?“ Und sie unterhielten sich voller Freude, bis Jakob schließlich sagte, „ei gieh mol do vorne on die Eck, doo stiet de Siwwel Peter.“

Gemeinsam gingen sie die wenigen Schritte und erreichten Peter, der sich müde auf seinen Karabiner stützte und vor sich hindöste. Als ihm Lory freundschaftlich auf die Schulter klopfte, zuckte er zusammen und ließ das Gewehr umfallen. Die umstehenden Kameraden quittierten die freudige Begrüßung mit breitem Grinsen und schnodderigen Bemerkungen. Ein herbei eilender Leutnant wollte Peter zusammenstauchen, als er aber Lori als Kamerad aus dem Frankreichfeldzug erkannte, schlug sein Vorhaben in Wiedersehensfreude um. Leider war die Zeit, sich zu unterhalten, nur kurz bemessen, und zu einem Begrüßungstrunk fehlten auch die nötigen Mittel. Dies minderte jedoch nicht die Freude, sich unter den damaligen Umständen gesund zu treffen und die neuesten Kenntnisse aus der Heimat auszutauschen.

Noch am gleichen Tage ging es weiter zum Angriff auf Kichinew, dass am 24.7.41 eingenommen war. Anschließend waren der Zug vom 26.7.41 bis zum 29.8.41 an den Verfolgungskämpfen bis zum Dnjepr beteiligt. Die Pferdegespanne zogen die Geschütze auf den Ebenen mit Leichtigkeit, aber es durfte niemand aufsitzen, auch wenn die geschundenen, müden Knochen schmerzten und einige auf dem rohen Fußfleisch liefen. Das war ein Stöhnen abends, wenn der Feldscher (Sanitäter) die angepappten Lappen und Pflaster abriß und die Wunden mit Jod, Puder oder Salbe behandelte. „Scheiß Krieg“, murmelten die meisten in den Bart, und sie wollten alles mögliche sein, nur keine Helden. Auf meine Frage, ob er auch so richtige Helden gesehen habe, wie sie in der Vormarschliteratur geschildert waren, meinte er, „ja doo hots immer mool ooner gewwe. „ Einmal beschossen sie einen griechischen Bunker aus allen Rohren, und die Besatzung wollte partout nicht aufgeben. Schließlich robbte ein Fähnrich bis zum Bunker, klopfte an die Tür, und als die Besatzung öffnete, bedrohte er die Soldaten mit der Pistole und führte sie aus dem Bunker. Uns war dies ein Rätsel, meinte Lory, wie der dies zuwege brachte.

Jedenfalls bekam der Held das deutsche Kreuz in Gold verliehen. Diese Auszeichnung spornte ihn zu weiteren Alleingängen an, bis er nach wenigen Wochen fiel. Wir anderen machten nur das, was befohlen wurde, nach dem Motto „Dumm stelle un vill fresse“. Leider lagen die Essensrationen meistens zwischen Kohldampf und Hunger, und die Stimmung der Truppe wurde oft nur durch ein schönes Lied aufrecht erhalten.

Vom 31.8.41 bis 30.9.41 war Lory's Zug beim Vorstoß an der Krimenge und der Durchbruchsschlacht bei Perekop eingesetzt. Bis auf einen Toten und mehrere Verwundete infolge eines Rohrkrepiers blieben sie vor Verlusten verschont. Sie kämpften in der Schlacht am Asowschen Meer bis zum 11. 10.41 und wurden ohne Ruhepause in die Durchbruchsschlacht bei Juschun geworfen, die am 20.10.41 siegreich beendet wurde.

Die Nächte in dem dünnen Zelt waren bereits bitter kalt und die Nacht bestand aus Zittern und „pinkeln Laufen“. Schließlich hetzte der SIG-Zug vom 28.10.-41 bis 16.11.41 bei den sogenannten „Verfolgungskämpfen“ auf der Halbinsel Krim umher. Irgendwo war ein Transparent über die Straße gespannt, worauf stand „10.000.ste Kilometer der 72. Division zu Fuß“. Einige wenige ließen sich von diesem Durchhaltegag begeistern, doch die absolute Mehrheit, so wie auch Lory, dachte nur „Scheiß Krieg“ oder „hoffentlich können wir bald wieder gesund heimmarschieren! „

Ab 17.11.41 waren sie in die Küstenverteidigungs- und Einschließungskämpfe vor Sewastopol verwickelt, um anschließend bis etwa 17.12.41 bei der Partisanenjagd im Jaila-Gebirge (westlich der Linie Aluschta) mitzuwirken. Irgendwann wurden neben der Kälte auch Flöhe, Läuse und Wanzen trotz Gegenmaßnahmen zur Plage, aber auch der Hunger gehörte immer öfter zum Alltag mit dazu.

Aller Erschwernisse zum Trotz waren sie vom 17.12.41 zum Angriff auf Sewastopol eingesetzt, der sich nur langsam von Fort zu Fort vorwärts tastete. Zwischendurch mußte Lory's Zug mitten im Winter mit den pferdebespannten, schweren Infanteriegeschützen (SIG 33) bis Rechew und wieder zurück nach Odessa (Krim) ziehen. Auf Weihnachten 1941 waren sie dann am Asowschen Meer fast eingeschlossen. Die Versorgungslage wurde sehr schlecht, und der Hunger wurde zum ständigen Begleiter der Kälte. Die ständig in Bewegung befindliche Einheit biwakierte ja weiterhin in ihren 2 Mann-Zelten ohne Boden, und als Zudecke stand ja nur die Heeres-Einheitsdecke zur Verfügung. Zu allen Nöten bissen die vierbeinigen Untermieter erbarmungslos zu, und besonders in den Verbänden leichtverwundeter Kameraden, die nicht in ein Lazarett durften, nisteten sie sich ein und trieben die armen Kerle bis zur Tobsucht. In solcher Notlage ist es wohl verständlich, wenn da keine Spur von Kriegsbegeisterung mehr in der Truppe spürbar war. Lory erzählte, dass sie jeden kleinsten Vorteil wahrnahmen, sich vor Frost und Kälte zu schützen. Man biwakierte windgeschützt hinter dicken Schneewällen, weil es nicht gerne gesehen wurde, wenn man größere Unterstände baute. Die Männer hätten sich im größeren Raume zwar sicherer gegen Erfrierungen schützen können, aber ein Volltreffer hätte hier auch große Personallücken gerissen.

Ausfälle durch Erfrierungen gab es sehr viele, und kleine Fälle wurden aus Angst vor Strafe nicht gemeldet. Die Heeresleitung hatte sich nämlich gegen Erfrierungsfälle ein sehr einfaches, aber wirksames Mittel ausgedacht. Wer das Pech hatte, eine Erfrierung zu bekommen, wurde erst einmal als Simulant behandelt. Anschließend wurde er der

„Selbstverstümmelung“ verdächtigt, und wenn er nicht exakt diese Anklage entkräften konnte, entsprechend verurteilt. Diese brutalen Maßnahmen bewirkten bei der Truppe, daß die Angst vor Strafe größer war als vor der Kälte und Mühsal. Mit allen Kräften der Fantasie und den primitivsten Mitteln schützte sich jeder einzelne vor Frostschäden, so gut es eben ging. Hinzu kam immer wieder dieser verdammt erbärmliche Hunger, der in jener Zeit des Vormarsches in keinen Schriften erwähnt ist. Lory und seine Kameraden schrieben nach Hause: Uns geht es gut, macht Euch keine Sorgen um uns, und im gleichen Brief baten sie um Zusendung von Puddingpulver, so viel sie entbehren könnten. Mit Schneewasser und Puddingpulver ergänzten sie sodann ihre karge Ration, und kamen so mühsam über den schrecklichen Kriegswinter 1941.

Viele Eltern ahnten die Not ihrer Angehörigen und schickten Lebensmittelpakete an die Front, welche jedoch aufgrund des überlasteten Transportnetzes nie ankamen. Die wenigen gewichts- und größenlimitierten Feldpostpakete, die den Empfänger erreichten, waren ein unbezahlbares Geschenk, dass der Glückliche oft mit Tränen quittierte, die heimlich weggewischt wurden, damit die Kameraden nicht lästerten. Der wenige Inhalt jedoch wurde ganz oder teilweise mit den Kameraden geteilt, denn so waren sie erzogen. Lory bekam auf Weihnachten von seinen Eltern eine Fotoaufnahme des geschmückten Weihnachtsbaumes, an dessen Spitze ein Foto von ihm steckte. Rührender kann man wohl gar nicht mehr die Liebe und Sorge um den Buben dort draußen im Kriege zum Ausdruck bringen.

In jener Zeit traf er auch einen guten Bekannten aus Flörsheim, den Willi Braun. Später fiel Willi Braun, nachdem er gerade drei Tage nach seinem Heimaturlaub wieder an der Front war. Lory konnte sein Grab besuchen, bevor das Gelände von den Russen zurück erobert wurde. Die von Rußland ausgehende Gegenoffensive konzentrierte sich damals zwar um Moskau, zog sich aber mehr oder weniger bis hin zur Kaukasusfront. Aber auch die Festung Sewastopol mit ihrem Vorland machte den deutschen Angreifern noch immer zu schaffen, und Lorys Einheit waren jene Satellitenstädte wie Sinferopol oder Fort Balaklawa auch zu Anfang 1942 ein Begriff für Krieg und Entbehrung. Am 8.5.1942 um 3.15 Uhr begann schließlich der Angriff auf die Landenge von Kertsch, und am 26.5.1942 waren noch einige Truppenteile damit beschäftigt, die Schlupfwinkel der geschlagenen Feindstellungen auszuräuchern. Im Kriegstagebuch-Lagebericht der 11. Armee steht: „Wetter: klar, sonnig gute Sicht, Wegverhältnisse gut.“

Der Frühling, die Sonne sowie die positiven Nachrichten von der Kertsch- Front brachten die Männer der 11. Armee in Friedensstimmung. Auch Josef Schollmeyer aus Weilbach ging frohgestimmt seine Wachstrecke ab. Er befand sich seit einiger Zeit mit den Kameraden der Munitionskolonie bei Sinferopol, und die Ruhe der letzten Tage ließ sie alle auf baldigen Frieden hoffen. Jetzt brauchten sie nur noch Sewastopol zu stürmen, und dann gäbe es gewiß für viele Heimaturlaub.

Er dachte an Weilbach und die Freunde und Mädels in der Heimat. In welche Wirtschaft würde er zuerst gehen? In die Rose, in's Ross, Schwanen oder Engel? Und morgens, wenn er im Elternhaus wach wird, die gute frische Luft mit den leichten Nebengerüchen aus Florians und Naumer-Adams Kuhställen, vermischt mit Vaters Schweine- und Schafstall. Vom Schweinestall kam er gedanklich auf Rippchen und Kraut mit Apfelwein

kredenz, wie zur letzten Weilbacher Kerb. „Mensch, was sin mir doo gehippt, un was hawwe mir gesoffe“, dachte er. Alles ging drunter und drüber, obwohl Lory vorher noch gesagt hatte „hüpft schee hinner de Mussik, un nur die Foohneschwinger hippe vor de Kapell“. Keiner jedoch hielt sich an den Anordnungen, und er (der Seef) als Bembelträger bekam den Anschuß, dass man ihn während des Umzuges überall, aber nicht bei den Kerbeburschen sah.

Beim Eiersammeln am Montag, da hat der Lory mit seiner Harmonika gespielt und ihm war, als höre er noch die Musik ganz deutlich. Lautes Lachen seiner Kameraden riß ihn aus seinen Gedanken, aber er hörte noch immer Musik. Mal lauter, mal leiser trug ihm der Wind eine Melodie zu, die er kannte. „Den Marsch hab ich bei'm Lory hunnert Mool gehirt“ hörte er sich laut sagen (Gruß aus den Bergen), so ein Zufall? Es folgten noch einige Lieder, die er genau von Lory kannte, aber da kam die Ablösung. Er war nun sehr gespannt, wer da drüben wohl Harmonika spiele und holte sich die Erlaubnis, zur Musikquelle gehen zu dürfen.

Zuerst ging er ganz normal. Aber je näher er kam, desto mehr war er überzeugt, daß der Lory dort drüben spielte. Immer schneller ging er den Tönen nach, stolperte über Ackerfurchen und Gräben und sah von weitem kleine Zwei- Mann- Zelte ungleichmäßig verteilt auf den Feldern stehen. Soldaten riefen ihn an „Wohin“, er deutete auf das Zelt, wo die Musik heraufstömte, und als er schließlich außer Atem vor dem Zelt stand, saß da sein Kerwekamerad Lory Buch und spielte Harmonika.

Weder Josef Schollnieyer, der mir seine Variante vor vielen Jahren erzählte, noch Lory Buch konnten mir berichten, was sie da sagten. „Ei wors mer halt so seet“ oder „ei mer hunn uns halt orsch gefreut“, waren so die Antworten.

Sie trafen sich so einige Tage, bis Lory schließlich Heimaturlaub bekam. Selbstverständlich erzählte er in Weilbach von der Begegnung und besuchte auch Josefs Mutter, und wie dies so war, gab sie bei Lory's Abreise ein Paket für ihren „Seef“ mit. Doch als Lory bei seiner Einheit ankam, war Josefs Truppe nicht mehr vor Ort. Lory versuchte, das Paket dem Josef nachzusenden, aber es kam wieder zu ihm zurück. So gut lief damals wieder die Feldpost! Kurz entschlossen schickte Lory das Paket wieder nach Weilbach, weshalb ihn Seefs Mutter später beschimpfte, „ei warum host de des Zeich dann nit gesse, des wor joo alles kaputt wie's hier ookumme is. „

Irgendwann wurde Lory abkommandiert, um die Reichsbahnorganisation in Rußland mit zu planen. Hin und wieder hörte er über Kameraden von den Rückzugsverlusten seiner Kompanie. Einmal verlor der Zug alle SIG 33, und ein anderes Mal waren große Menschenverluste zu verzeichnen. Doch viel mehr noch interessierte ihn das Wohl seiner ehemaligen Kameraden vom sogenannten „Taunusclub“, einer Gruppe von jungen Leuten aus den um Weilbach umliegenden Taunusdörfern. Sein Interesse an dem Schicksal der Kameraden blieb immer lebendig, und wenn er Berichte von den Rückzugskämpfen und deren Verluste hörte, erinnerte er sich wieder an die toten Russensoldaten auf den Schlachtfeldern des Vormarsches. So werden jetzt die Deutschen dort liegen, dachte er oft. Im Sommer waren die Körper angedunsen, und im Winter mit Schnee und Eis zu bizarren Gebilden erstarrt. Aber wie bereits zu Anfang erwähnt, braucht man über den militärischen Rückzug der deutschen Armee nichts mehr zu berichten, weil genügend realistische und detaillierte Erzählungen von jenem Desaster vorliegen.

Ich hoffe, daß unsere Nachfahren aus dieser Schilderung entnehmen können, dass unsere Soldaten des zweiten Weltkrieges keine blutrünstigen Abenteurer waren, wie sie oft dargestellt werden, sondern arme, von Fanatikern und Fantasten mißbrauchte Menschen. Männer also wie wir sie aus dem Vereinsleben, dem Beruf oder als Nachbarn kennen, die alles andere mögen und lieben, aber niemals etwas mit Krieg, Zerstörung und Heldentum zu tun haben wollten. Als Helden wollen sie auch heutzutage nicht gelten. Ich habe außer Lory Buch noch andere ehemalige Weibacher Russlandsoldaten gesprochen und wollte eigentlich neben dem Thema „Begegnungen“ auch die Entbehrungen und strategischen Leistungen mehrerer Erzähler mit einbauen. Ausnahmslos alle gaben mir aber mehr oder weniger zu verstehen, dass sie nicht als Helden in diesen Erzählungen verewigt werden wollten. Aufgrund dessen bilden diese Begegnungen auch den Höhepunkt der Erzählung und sind nur mit den unbedingt notwendigen, persönlichen Eindrücken Herrn Buch's eingeleitet. Zum besseren Verständnis sollten jedoch abschließend ganz pauschal einige Schwerpunkte genannt werden.

Adolf Hitler begann sofort nach seiner Machtübernahme im Januar 1933 mit Hilfe der Reichswehr (100.000 Mann) und mit Unterstützung Rußlands heimlich eine Armee aufzubauen. Bereits 1935 fühlte er sich stark genug, den Versailler Vertrag zu kündigen und die Wehrmacht auf 300.000 Mann zu verstärken. Das Stillhalten der Westmächte erdreistete den Diktator im März 1938, Österreich in das Reich zu holen, im Herbst Böhmen einzuverleiben und im März 1939 die Tschechoslowakei zu besetzen. Am 1. September 1939 Einmarsch in Polen, am 9. April 1940 Überfall auf Dänemark sowie Norwegen und schließlich erfolgte am 10. Mai 1940 der Überfall auf die Westnachbarn. Im Westen führte Hitler noch einen aufwendigen Luftkrieg gegen England, griff aber bereits am 6. April 1941 Jugoslawien und gleichzeitig Griechenland an, die er bereits am 28. April bezwungen hatte. In Nordafrika waren aber bereits am 11. Februar deutsche Truppen gelandet, die schwere Kämpfe zu bestehen hatten, und schließlich kam noch der aufwendige und verlustreiche Angriff auf Kreta am 20. Mai 1941 hinzu.

Die Erkenntnis, dass er England z. Zt. nicht besiegen könne, veranlaßte Hitler am 22. Juni 1941 auch noch das riesige Russland anzugreifen. Er und sein Generalstabschef Generaloberst Halder rechneten mit einem Feldzug von acht bis zehn Wochen. Die Armeen, außer Waffen-SS und Luftwaffe, zogen in Sommerausrüstung und pferdebespanntem, schweren Gerät in einen aussichtslosen Krieg.

Bis zum 30. September ging auch alles recht gut. Eine fast gerade Frontlinie führte von Leningrad bis zum Asowschen Meer. Trotz unmenschlichem Kälteeinbruch Mitte Oktober 1941 wurde die Front noch mit den allerletzten Kräften unserer Soldaten bis vor Moskau und Rostow getrieben und kam dann zum Stehen. Die erschöpften deutschen Soldaten mußten den ganzen Winter über den Angriffen ausgeruhter, mit Winterausrüstung versehenen Sowjettruppen standhalten. Verstärkungstruppen aus westlichen Standorten marschierten in Sommerkleidung durch unwegsames, frosterstarrtes Land und kamen bereits mit größten Frostschäden dort an. Die Fronttruppen aber waren durch die Vormarschstrapazen, Frostschäden, Hunger und Krankheit eine unaussprechlich überforderte Menschenmasse. Was sich in der Erzählung so locker liest, war ja auch bereits ein Inferno von Qualen, Blut und Tod. Die tödlichen Verluste durch Kampfhandlungen auf dem Vormarsch sind bereits mit den

Gesamtverlusten der 4 Kältemonate nicht vergleichbar, geschweige den Verlusten der Folgejahre. Ich kann gut verstehen, wenn Weilbacher Kriegsheimkehrer, die in den Brennpunkten dieses Krieges eingesetzt waren, bis zum heutigen Tage nicht mehr daran denken wollen und schon gar nicht als Helden verewigt werden möchten. Einige bemerkten, dass sie jene Zeit noch immer in Alpträumen nacherleben müssten. Als Nacherzähler muss man solche Empfindungen respektieren, darf die Menschen nicht überreden, mehr zu berichten als sie freiwillig erzählen wollen, und man muss eben auf gewisse Details verzichten können.

## **Die Flucht ins Reich**

Jede Zeit in der Geschichte der Menschen hat ihre besonderen Schwerpunkte, die das Schicksal der Zeitgenossen prägen. Nachdem nun das Schicksal der Weilbacher Juden und die Erzählung der Weilbacher Soldatenerlebnisse in der Ukraine geschildert wurden, soll nachfolgende Erzählung das Zeitgeschehen aus jener Epoche abrunden.

Als Lori Buch, Jakob Spengler, Peter Siebel oder August Krämer und viele andere Weilbacher Männer gezwungen wurden, als Soldaten die Ukraine zu erobern, fanden sie zu ihrem Erstaunen im Gebiet Melitopol deutsch sprechende Menschen in deutschen Dörfern vor. Auf den ersten Blick betrachtet war dies kein Einzelfall und ist nicht weiter erwähnenswert. Doch im Zuge meiner Ermittlungen fiel mir auf, dass die oben Genannten durch russische Gebiete, Städte und Dörfer marschierten, in denen seit Generationen deutsche Menschen wohnten, die heute unter uns leben. Als Lori Buch in seinen Erzählungen die Kreisstadt Melitopol erwähnte, erinnerte ich mich an die Erzählungen von Ilse Friedemann (Seel) und Nelly Hart (Natascha Seel), die dort geboren sind. Die Tatsache nun, dass diese Menschen mit vielen anderen bei uns voll integriert sind, macht ihre Flucht zu uns zu einer Erzählung aus dem neuen Weilbach.

Nachdem Peter der Große (1682 - 1725) das russische Großreich nach Westen hin geöffnet hatte, erfolgten mehrere eheliche Verbindungen zwischen den Familien der Romanows (Zarenfamilie) und der Südhessischen, Landgräflichen Familie. Die letzte und bekannteste war Alice von Hessen (Zarin Alexandra), die 1894 Nikolaj Alexandrowitsch heiratete und später mit ihrem Mann und den Kindern von den Bolschewisten erschossen wurde.

Nun war es in jenen Zeiten üblich, dass diese Eheverträge sehr genau ausgearbeitet wurden, und die Bauern, die mit der Braut in das fremde Land zogen, bekamen vermutlich aufgrund dieser Abmachungen sehr gute Ackerböden zugewiesen. So entstanden im Laufe einiger Generationen bei den alten Siedlungsgebieten der Karatschaier und Tscherkessen rein deutsche Siedlungsgebiete, deren Bauern in der schwarzen, fruchtbaren Erde bald zu Wohlstand und Einflußnahme kamen. Ihre Dörfer sahen alle ähnlich aus und unterschieden sich nur in den Farben, z. B. weiß, oder weiß mit schwarzem Haussockel, oder oker usw., wobei alle Häuser eines Dorfes die gleiche Farbe hatten, und jedes Dorf wiederum eine andere Farbkombination bevorzugte.

Alle Siedlungen waren als Straßendörfer angelegt, deren Höfe in großem Abstand rechts und links der Straße errichtet waren. Die ca. 30 Meter breite Straßentrasse war

beidseitig mit Entwässerungsgräben, Bäumen, Fußwegen sowie Vorgärten gesäumt, und da nun die landwirtschaftlichen Betriebe ihre gesamte Anbaufläche direkt hinter ihrem Hofe hatten, wurde die nicht befestigte Fahrstraße nur wenig durch Wirtschaftsfahrzeuge belastet. Die Siedlungen trugen meist die Namen der Heimatdörfer ihrer Siedler und hießen Darmstadt, Kaisertal, Marienfeld oder Neudorf. Die Siedler selber hießen Ullrich, Fritz, Kammerloch, Seel, Dillmann oder Sperling, wie in Deutschland eben auch. In den schwarzen Ackerböden gedieh vor allem ein prächtiger Weizen, aber auch andere Getreidearten wie Mais, Sonnenblumen, Baumwolle und Kartoffeln, und da nun auch genügend Wasser vorhanden war, fand man eine blühende Landwirtschaft vor.

In dem Straßendorf Kaisertal lebte seit vielen Generationen die Großbauernfamilie (Kulaken) Seel. Auf den steileren Talhängen wuchsen Reben, und der weniger geneigte Talboden war neben Gras mit den landesüblichen Anbauprodukten bebaut. Die weißen Häuser an der schnurgeraden Straße, wie an einer Perlenschnur aufgereiht, boten dem Betrachter ein Bild von Frieden und Wohlstand. Die Revolutionskämpfe nach 1918 waren auch für Kaisertal schmerzhaft spürbar, trübten aber das äußere Bild nicht. Die Bauern konnten ihre Höfe bis 1930 frei bewirtschaften, doch als die Revolutionsbürokratie das Dorf in jenem Jahr erreichte, löste sie eine große Verhaftungswelle aus, die das Leben aller Einwohner veränderte.

Der Hoferbe Heinrich Seel hatte am 24.10.1929 Adele Ullrich (geb. 8.2.05) geheiratet, konnte aber sein junges Eheglück nicht auskosten, weil er als „Kulak“ seit dem 26.10.1929 sechs Monate im Gefängnis saß und anschließend für drei Jahre nach Wologda (Sibirien) deportiert wurde. Die restlichen Angehörigen aber waren seit dem 8.3.1930 von Land, Haus und Hof enteignet und arbeiteten in einer Kommune mit. Von den 16 Reitpferden, vielen Kühen, Ackerpferden sowie Kleinvieh blieben ihnen nur noch eine Kuh und diverses Kleinvieh als persönlicher Besitz übrig. Adele Seel lebte mit ihrer am 30.10.- 1930 geborenen Tochter Ilse bei ihren Eltern und reiste schließlich am 9. September 1932 mit ihrer Schwägerin Lydia als Begleitschutz mit Ilse nach Sibirien, wo Vater Heinrich als Holzfäller eingesetzt war.

In jener Zeit setzte Ilse Friedemanns Erinnerung ein. Sie erzählte von den warmherzigen russischen Menschen, bei denen sie wohnten, von der Sauna im Garten, den Goldstücken und dem Goldbrokat der kinderlosen Wirtsleute, mit dem sie spielen durfte. Aber auch die Eindrücke der riesigen Urwälder und den Schneebergen im Winter nahm sie am 2.5.1934 mit zurück in die waldlose Heimat im russischen Kaisertal.

Schließlich fanden sie Wohnung und Arbeit in der Kreisstadt Melitopol, wo Bruder Edwin am 31.3.1935 und Schwester Natascha (Nelly Hart) am 8.5.1937 geboren wurden. Das Glück der Familie zerbrach jedoch jäh, als Vater Heinrich abermals verhaftet wurde und für immer und ewig verschollen blieb. Der russische Schriftsteller Solschenizyn gibt in seinem Buch „Archipel Gulag“ sehr ausführliche Auskünfte über Menschen wie Heinrich Seel und seine Leidensgefährten.

Die nunmehr achtjährige Ilse nahm in jener Zeit ihre Umwelt sehr genau wahr und erinnert sich noch heute, 1989, an sehr kleine Details. Sie ging in die russische Schule und musste außerdem im Haushalt, dem landwirtschaftlichen Eigenerwerb sowie

Kolchose mitarbeiten. Hatte sie fleißig gearbeitet, durfte sie ab und zu mit Opa oder Onkel in den Freizeitpark der Komsomolzen, wo Kinder und Jugendliche mit einer Kleinbahn in original Uniformen ihre gleichaltrigen Zeitgenossen unterhielten.

Sie erinnert sich aber auch genau, dass Opa Seel 40.000 Goldrubel im Hitlerdeutschland angelegt hatte und in Sibirien große Ländereien gekauft hatte, die er 1938 alle verlor. Bei diesen Ereignissen war auch immer Opa Ullrich im Gespräch, der 1913 bei Berlin ein Hofgut gekauft hatte und durch den ersten Weltkrieg arm wurde. Ilse's Oma von Familie Seel war eine geb. Renner. Ihr Bruder, der Pastor Renner siedelte in, oder vor dem ersten Weltkrieg wieder zurück nach Deutschland. Seine Enkelin Hannelore, eine Großcousine von Ilse wurde später die Ehefrau von Bundeskanzler Kohl. Ilse erzählte, dass sie mit ihr bei einem Besuch um 1933 in Russland im Sandkasten gespielt habe. Aber auch von den deutschen Landmaschinen erzählt sie, die sowohl vor 1930 als auch danach bei ihnen im Gebrauch waren. Niemand in Diedenbergen glaubte ihr, dass man bei ihnen bereits 1938 riesige Mähdrescher benutzte, um die kilometerlangen Weizenfelder der Kolchosen abzuernten. Die Leute lachten lauthals und stellten Ilse als Aufschneiderin hin.

Mutter und Kinder siedelten 1938 wieder nach Kaisertal (Russland) um, zu Opa Ullrich. Mit Gänsehüten, Baumwollpflücken, Schule, Haushaltshilfe und Eigenvieh Versorgungsarbeiten gingen die Monate wie im Flug dahin. Niemand in ihrem Bekanntenkreis sympatisierte mit Hitler, aber trotzdem freuten sich Volksdeutsche, sowie Russen und sogar die Juden 1941 auf die Ankunft der deutschen Truppen, weil sie glaubten, ihr Eigentum wieder zurückzubekommen. Dass irgend etwas auf sie zukam, merkten sie gleich nach Kriegsbeginn am 22. Juni 1941, als man alle Männer ab 16 abholte und ins Hinterland deportierte. Im Laufe der nächsten Wochen wurde die Bevölkerung aufgeklärt, wie man sich bei Kriegshandlungen schützen kann, und als alle Mädchen über 16 Jahre Mitte August das Kolchose-Großvieh nach Osten treiben mußten, glaubte man zu wissen, was dies zu bedeuten hat. Keiner der Kommissare sagte den Leuten, daß die Deutschen kommen, weil sie fest daran glaubten, diese aufhalten zu können. Die Bevölkerung holte erschöpfte Zuchtschweine aus den Straßengraben, die beim Großabtrieb zurückgeblieben waren und besserte damit ihren Speisezettel auf.

Die elfjährige Ilse erinnert sich nun an viele Dinge, die mit dem Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) genau übereinstimmen. Nach ihren Erzählungen hatten sie seit Mitte August keine Verbindung mehr zu den Verwandten in Aleksandrowka. Im OKW-Tagebuchblatt vom 23.8.- 1941 ist nachzulesen, daß die 11. Armee Aleksandrowka erreicht hat. Sie berichtete, dass sie mit ihrer Freundin Edith im Kolchosestall Hühner holten, die nicht mehr gefüttert wurden und hungershalber verrückt wurden und sich schreiend gegenseitig die Federn ausrupften. Als sie mit ihrer Beute nach Hause kamen, wurden sie von den Müttern beschimpft. In der Umgegend hörte man einzelne Schüsse, und aus Nord und Süd erscholl Kanonendonner aus der Ferne, erzählte sie weiter. Das OKW- Tagebuchblatt vom 16.9.1941 berichtet von zähem Feindwiderstand um Zaporozje und zehn Kilometer vor Perekop, und am



17.9.1941 ist nachzuschlagen, dass eine Voraus-Abteilung der 11. Arinee Akimowa erreicht hat, das etwa 10 km östlich von Kaisertal lag. An jenem Tag, erzählte Ilse, saßen sie alle in der Sommerküche um den großen Tisch, als ein deutscher Soldat über die Untertür schaute und in gebrochenem Deutsch etwas erklären wollte, „ach die Deitschen sen alleweil doo, „ rief Mutter Adele, worauf der Soldat äußerst verblüfft war und erstaunt fragte „ei seid Ihr Deutsche?“ Die Soldaten bekamen etwas zu essen, rasierten sich und zogen schließlich weiter. Nach dem Durchzug einiger Marschkolonnen blieb es einige Tage ruhig um Kaisertal, bis dann rumänische Soldaten die Dörfer besetzten. Diese hätten sich benommen wie die Schweine. Ständig mußten die Frauen für sie kochen sowie backen und außerdem sich selber und die Töchter vor sexuellen Annäherungen schützen.

Im OKW-Tagebuchblatt vom 11. 10. 1941 steht geschrieben, dass die 3. rumänische Armee zur Sicherung des Raumes Saporoschje - Melitopol eingesetzt wurde. Doch diese Sicherung war so schlecht, dass die Russen wenige Tage später wieder in den Kreis Melitopol eindringen. Ilse erzählte, „uff oomool sein dej Rumäne fortgerennt un die Russe worn widder hej.“

Diesen Erzählungsteil zweifelte man später immer an, und doch ist es exakt beweisbar. Aus den alten Unterlagen geht hervor, daß am 30.9.1941 eine fast gerade Frontlinie von Nasija (Leningrad) bis Zaporozje / Melitopol verlief, die unter schweren Kämpfen von Teilen der 11. Armee über die Krim bis Aluschka erweitert wurde. Gleichzeitig rückte die 11. Armee am Asowschen Meer langsam nach Berdjansk vor, wobei die 12. Armee nördlich von Zaporozje ebenfalls nach Osten vorstieß, nach Süden abbog, sich in Berdjansk mit der 11. Armee vereinigte und die Russen einkesselte. Während diesen Truppenbewegungen verjagten nach Ilses Aussagen die Sowjets (welche nördlich der Linie Zaporozje / Melitopol lagen) die Rumänen, und drangen bis Kaisertal (ca. 20 km) nach Westen vor.

Ilse erzählte, wie man die Zivilbevölkerung aus dem Oberdorf evakuierte, weil dort die Frontlinie festgelegt wurde. Sie streunte mit ihrer Freundin Edith durch das Gelände, und als ein am Brunnen in Stellung liegender Infanterist sie um Wasser bat, brachten sie ihm das gewünschte. Ein anderer Russe aber verbot ihm zu trinken, weil er Angst vor Vergiftung hatte. Kein Rotarmist war unfreundlich zu den Volksdeutschen. Als die Kühe auf der Weide im Niemandsland vor Schmerzen brüllten, weil sie niemand molk, ging sie mit Edith heimlich zur Weide und wurde an der russischen H.K.-Linie von Posten angehalten. Sie erklärten, dass sie die Milch für die kleinen Geschwister brauchten und bettelten, bis der Posten sagte, wenn ihr ganz, ganz schnell seid, dann holt sie. Die Kuh kam ihnen schon brüllend entgegen, und im Laufschrift trieben sie die Kuh heim. Für die Heldentat bekamen sie von ihren Müttern eine gehörige Tracht Prügel. Trotzdem holten sie am Folgetag auch noch die Kühe der Freundinnen aus dem Niemandsland und bekamen wieder ihre Abreibung, weil man es ihnen strengstens verboten hatte. Dies alles hinderte sie aber nicht, aus dem Schußbereich der Deutschen Melonen vom Feld zu holen, und die im Schutz der hohen Feldfrüchte (Futtermais und Sonnenblumen) getarnte Funkwagenbesatzung wollte ihnen sogar am frühen Morgen ein ganzes Auto voll heimfahren.

Vor Aufregung konnten sie nicht schlafen, und als sie beim Morgengrauen am Melonenfeld waren, war kein Rotarmist mehr da. Dafür brach bald die Hölle los. Infanteriegeschütze, Maschinenwaffen und Granatwerfer bellten durcheinander und trieben die Mädchen schnell nach Hause. Die neugierige Ilse schaute aus dem Speicherfenster, und sah, wie kurz vor dem Haus ein heranbrausender deutscher Geländewagen einen Volltreffer erhielt. Eilig rannte sie ins Erdgeschoß und legte sich, wie die anderen, dicht an die Hauswände. Als wieder Ruhe eintrat, gingen sie vorsichtig nach draußen und fanden tote deutsche Kavalleristen mit ihren Pferden, Rotarmisten und auch den ausgebrannten Funkwagen mit der toten Besatzung.

Die Deutschen hatten die Rotarmisten wieder in ihre alten Stellungen hinter Melitopol getrieben und wenig später eingekesselt (Kessel bei Orechow). Wenige Wochen Später sah Ilse früh morgens bei der Fahrt zum Markt nach Melitopol, wie einige Lastwagen voll Menschen angefahren, an den Graben getrieben und mit Maschinenwaffen erschossen wurden. Im Kriegstagebuch wird ein russischer Panzergraben in jener Gegend erwähnt. Außerdem ist im Tagebuchblatt vom 19.9.41 vom Einsatz der 8. Kav.- Brigade in diesem Gebiet die Rede. Die Rotarmisten jener Zeit schildert Ilse als hilfsbereite und gutartige Menschen.

Unangenehm erinnert sich Ilse an das Elend der am Haus vorbeiziehenden deutschen Truppen. Im Herbst bestand das Elend noch aus wunden Füßen und Hunger. Als jedoch nach der Russischen Gegenoffensive am 6. Dezember 1941 Austauschgruppen an die Front mussten, kam die fürchterliche Kälte hinzu. In ihren dünnen Tuchmänteln, den Kopf nur mit einem wollenen Kopfschutz geschützt, gefror der Atem um Mund und Nase zu Eiszapfen. Sie lagen im Kuhstall und schrien vor Schmerzen, wenn die angefrorenen Füße vom Schuhleder abgetrennt wurden. Es war weit und breit kein Arzt zu sehen, als man einem Soldaten ohne Betäubung die schwarzgefrorenen Fußzehen mit einem Taschenmesser abschnitt. Die Familien Seel und Ullrich halfen mit Essen und Trinken, wo sie nur konnten. Ilse Friedemanns Erzählungen sind auch hier absolut glaubhaft, da sich alle anderen Berichte von ihr mit dem Kriegstagebuch des OKW decken.

Bruder Emil Ullrich holte schließlich Adele mit Kindern und Eltern im Frühjahr nach Aleksandrowka. Dort wohnten sie am Fluß Ingulez und hatten auf der westlichen Flußseite Wiesen und Land für Kuh, Schwein und Kleinvieh gepachtet. Mutter Adele arbeitete als Köchin im Offizierskasino, und Ilse half auch hin und wieder mit. Offiziere waren bei ihnen und den anderen Volks- deutschen, und die Mannschaften bei den Russen einquartiert. Russen, Volksdeutsche und Wehrmachtsangehörige standen in jener Zeit noch in gutem Einvernehmen miteinander. Die Volksdeutschen wunderten sich sehr, dass die Soldaten Eier, Butter und Mehl heim schickten und wollten die Schilderungen über Rationierung und Hunger nicht glauben.

Mittlerweile schrieb man das Jahr 1943. Die Volksdeutschen in Melitopol hörten über die Soldaten von der Einkesselung der Sechsten Armee am 23.11.42 und auch vom Ende Stalingrads am 31. bzw. 6.2.1943. Die Radiosprecher berichteten immer von Siegen und Landgewinnen. Ilse erzählte, „wir wußte joo nit mej, wem mer klaawe sollt“, doch das ständige Gerücht von einem Transport, der die Volksdeutschen ins Reich bringen sollte, machte viele nachdenklich.

Aber auch den Rückzugsbeginn der Kaukasusfront ab 19.11.1942 erfuhren sie nur inoffiziell, aber sie glaubten nicht recht daran. Über den Transport wurde später ganz offiziell gesprochen, und ab 23.8.43 wurden sie von ihren Quartiergästen an manchen Abenden auf das leise Donnerrollen im Osten aufmerksam gemacht. Die Quartiergäste sagten immer eindringlicher, dass sie nur die nötigsten Dinge mit auf den Transport nehmen sollten, aber unbedingt alles Essbare. Als Anfang September das Grollen der schweren Waffen jeden Abend hörbar war und die ersten Trecks in Richtung Westen zogen, sprachen die Radiosprecher immer noch von deutschen Erfolgen. Der Kasinokoch aber sagte: „Morgen ist der Chef nicht da, dann schlachten wir euer Schwein,“ und da man die Kuh gegen ein Schwein umtauschen konnte, schlachtete man zwei Schweine und konservierte sie in zwei großen Tonnen. In den nächsten Tagen wurden die Transportteilnehmer eingeteilt, und die Familie Seel war in großer Aufregung, weil Mutter Adeles Chef sie für unabhkömmlich erklärte und die Mittfahrerlaubnis entzog. Gott sei Dank, meinte Ilse, kannten wir den Protektoratsleiter Herrn Eisele gut, bei dem Elli Dillmann's Mutter als Dolmetscherin arbeitete. Er sprach ein Machtwort zur Sache, und als der Transport am 8.10.43 anrollte, waren sie mit dabei. Drei Lokomotiven zogen den endlos langen Zug, dessen Ende in großen Kurven nicht zu sehen war und dessen Fracht nur aus Müttern mit kleinen Kindern sowie alten Leuten bestand. Man hörte immer Schüsse, und nach drei Fahrtagen gab es einen heftigen Ruck, dass Seels Kiste mit Kernseife von der Waggondecke fiel, doch fuhr der Transport anschließend in entgegengesetzter Richtung weiter. Bei dem nächsten Halt erfuhr man dann, dass Partisanen den Zug hinter die Russische Frontlinie leiten wollten, die Aktion jedoch kurz vor der Hauptkampflinie gestoppt wurde.

Nur einmal am Tag machte der Zug zur Verpflegungsausgabe und zum Austreten Halt. Ilse stand in der Warteschlange vor der Bedürfnisanstalt, und als sie an der Reihe war, setzte sich der Zug in Bewegung. Unverrichteter Dinge rannte Ilse mit ihrer Tante zum Zug und sie konnten gerade noch am letzten Wagen (Rote-Kreuzwagen) aufspringen. Die Massenentlausung in Litzmannstadt prägte sich in Ilses Erinnerung ein, weil sie später immer die Bildberichte der Judenvernichtung sah, die ja mit dem Vorwand der Entlausung in die Gaskammern getrieben wurden. Schließlich erreichten sie am 16.10.43 die Stadt Asch bei Eger, wo sie bis Februar 1945 in einer großen Turnhalle im Massenquartier lebten.

Die nun 13-jährige Ilse kam nach Mährisch-Troppau in ein Jugendlager, in dem die Mädchen nach „Reindeutschen“ und „Mischdeutschen“ getrennt wurden. Nach den Schulungslagern Ladezko bei Troppau und Königsberg stattete man die Mädchen in Reichenberg mit den Landdienstuniformen aus und quartierte sie in einem alten Schloß bei Bodenstadt ein. Schließlich kam Ilse dann im 7 Kilometer entfernten Geißendorf bei einem Landwirt (Ortsbauernführer) in Stellung und hatte jeden Tag die Wegestrecke Geißendorf - Bodenstadt zu bewältigen. Die Mädchen (Kinder?) hatten im Dunkeln Angst, weil es Partisanen in den Wäldern gab, die zwei Ritterkreuzträger zwischen Lager und Dorf ermordet hatten. Die jungen Soldaten hatten im Lager noch einen Vortrag über Russland gehalten und waren bereits wenige Minuten nach dem Verlassen des Schlosses tot. Kein Wunder also, dass wenig später HJ und RAD Ilse und ihre Kolleginnen suchten, als sie sich verlaufen hatten.

Wehmutsvolle Tage hatten Ilse und Edith, als die Reichsdeutschen Mädels ihren Weihnachtsurlaub antraten. Als Gebiets- Mädelsführerin Lene Grossert in der Weihnachtswoche das Lager besuchte, gab sie allen die Hand und fragte, „na wie geht's“ und alle antworteten mit „gut“. Nur Ilse antwortete mit „naja, ganz gut“. Die Führerin fragte nach dem Grund ihres Pessimismus, und als Ilse erklärte, dass sie und Edith auch gerne zum Fest bei ihren Müttern wären, erhielten sie ab sofort Weihnachtsurlaub.

Morgens früh sollten sie mit einem RAD-Versorgungsfahrzeug mit zum Weißkirchener Bahnhof fahren. Da sie aber keine Uhr hatten und die Gruppenleiterin vergessen hatte, sie zu wecken, verpassten sie das Fahrzeug. Auf Milchkanen im Fahrtwind liegend kamen sie schließlich mit einem Milchtransport gerade noch vor Abfahrt des Zuges an und fanden nur noch ein Plätzchen zwischen den Waggons auf der Verbindungs-Plattform. Ein Soldat sah sie schließlich zähneklappernd in der Menschentraube stehen, und er verschaffte ihnen einen Platz im Waggon. Der gleiche Soldat erzwang ihnen auch in Prag einen Platz im Zug nach Pilsen. Ohne seine Hilfe, sagt Ilse noch heute, wären wir im menschenverstopften Prag nicht weiter gekommen. In Pilsen fanden sie einen brennenden Bahnhof vor, und nachdem sie abermals ein ortskundiger Milchkutscher gegen Tabak und gute Worte zum Vorortbahnhof mitgenommen hatte, kamen sie spätabends am 23.12.44 bei ihren Familien an. Ilse und Edith fuhren am 6.1.45 nicht mehr in das Lager zurück, und der Dienststellenleiter drohte deshalb mit der Erschießung ihrer Mütter. Da nun keine Transportmöglichkeit nach Bodenstadt mehr bestand, hatte auch er ein Einsehen, und so kam Ilse schließlich bei der Evakuierung des Lagers Anfang Februar mit nach Schnepfental in Thüringen.

In Schnepfental erlebten sie nun am 31.4.45 den Einmarsch der Amerikaner und sechs Wochen später die Übergabe an die Russen. Diese wiederum begannen nun sofort damit, alle Russlanddeutschen aufzuspüren, um sie zurück in das gelobte Land zu holen. Dies wollte natürlich niemand der Lagerinsassen, und nur die Bescheinigung, dass sie in Asch als Reichsdeutsche eingebürgert waren, rettete sie vor der Deportation nach Sibirien. Leider erkannte der nächste Ortskommandant die Einbürgerung nicht an und organisierte den Rücktransport. Wie so oft hatte Ilse wieder großes Glück. Sie war mit der Bürgermeisterstocher „Marianne Fender“ befreundet und konnte an Hand ihrer Sprachkenntnisse die dort konferierenden Russen verstehen, als sie von der Lagerräumung sprachen. Noch in der gleichen Nacht verließen nun die Familien Seel, Ullrich und Dillmann heimlich das Lager und bewohnten mit Wissen des Bürgermeisters jenseits des Dorfes das leerstehende alte Kurhaus am Dorfrand. Nachdem nun die Russen die Lagerinsassen in die Waggons gepfercht hatten, teilten die anderen Russlanddeutschen den Russen mit, dass noch drei Familien fehlten, was wiederum die Russen veranlasste, bei dem Bürgermeister vorzusprechen. Dieser hatte gerade noch Zeit, Marianne zu informieren, die ihrerseits den drei Familien eine Warnung zukommen ließ. Schnell packten diese ihre Habseligkeiten und versteckten sich im nahen Wald. Als die Russen nur noch die leere Behausung vorfanden, wo das Essen noch auf dem Herd dampfte, witterten sie Verrat und suchten den Warner. Schließlich setzten sie die Dorfgemeinschaft unter Druck und drohten Einheimische anstelle der Verschwundenen mitzunehmen.

Diese Maßnahmen erzeugten in der Dorfgemeinschaft so viel Angst, dass die Dörfler eine Mannschaft zusammenstellten, um die Flüchtlinge zu suchen. Mittlerweile war Ilse in das Haus zurückgeschlichen, um Milch für die kleinen Geschwister und Lebensmittel zu holen, wobei sie wiederum von Marianne vor den ankommenden Dörflern gewarnt wurde. Schnell verschwand sie im Gestrüpp, und die große Wiese vor dem Wald überquerte sie, indem sie durch eine dort zufällig weidende Schafherde zum Wald kroch. Im Versteck angekommen, bekam die Tante einen Nervenzusammenbruch. Mutter Adele war mit Edwin fort, um ihre Tochter Ilse zu suchen, lief in die bewachte Unterkunft und wurde gefangen. Währenddessen war es dunkel geworden, so dass Ilse zum Bürgermeister um Hilfe eilen konnte. Der brave Mann brachte dann tatsächlich die kranke Tante in seinem Haus unter, und Ilse ging ihrerseits nun auf die Suche nach Mutter und Bruder. Vorsichtig wie ein Wild schlich sie zu jenem Haus, in dem Mutter und Bruder als Köder saßen und schwupp, schnappte auch für sie die Falle zu.

Mittlerweile war es Abend, und der Himmel wurde schwarz, als wolle die Welt untergehen. Während fürchterliche Blitze und Donnerschläge fast gleichzeitig niedergingen, lag Mutter Adele mit ihren Kindern auf den Knien und betete „Herr, du hast uns bis nach hier geführt, nun hilf uns auch weiter.“ Sie nahm ihre Kinder an der Hand und ging zwischen den Doppelposten hindurch, ohne bemerkt zu werden. Die Bewacher hatten sich zwar auch etwas untergestellt, aber Ilse meint noch heute, dass sie die Flucht wie ein Wunder empfand.

Aber auch Wochen vorher das Erlebnis mit den drei Russen, die eine Frau vergewaltigten und denen Adele und Ilse geradezu in die Hände liefen, erschien Ilse wie ein Wunder. Ein Russe wollte Ilse vor den Augen der Mutter vergewaltigen. Mutter Adele lag auf den Knien vor ihm und bettelte ihn auf Russisch um Verschonung des Kindes an. Im gleichen Moment rief sein Kamerad, dass er fertig sei, worauf er von Ilse abließ und zu dem anderen Opfer rannte.

Im Versteck angekommen fanden sie Oma krank und alle anderen in einem jämmerlichen Zustand vor. Es gelang ihnen wiederum, Oma im warmen Stall des Bürgermeisters unterzubringen, bis man sie letzten Endes nach 8 Tagen Waldaufenthalt doch entdeckte und allesamt unter Tränen und Klagen zum Bahnhof brachte. Am Verladebahnhof standen zwei Güterzüge voller Menschen. Einer sollte nach West und der andere nach Ost fahren. In bekannter russischer Schlamperei übergab man die drei Familien dem Wachpersonal des Transportes, die ihnen einen Waggon zuwiesen und sie der Wachsamkeit des den Zug abschreitenden Doppelposten überließen. Langsam und umständlich stellten sie die Koffer in die Waggontür, als sich die Räder des Westzuges langsam zu drehen begannen, und weil die Bewacher gerade in entgegengesetzter Richtung schritten, sagte Mutter Adele: „Schnell in den Westzug! „ Ilse weiß nicht mehr, wo sie alle die Schnelligkeit und Kraft hernahmen, hilfreiche Hände halfen, zogen und zerrten, und wie ein Alptraum verschwand Ostzug und Bahnhof vor ihren Augen.

Frei-heit, Frei-heit, Frei-heit glaubte Ilse im Rädertakt zu hören, und ohne Pause ging es durch die Zonengrenze über Bebra nach Frankfurt am Main. Am 22.2.1946 fuhren sie in Thüringen ab und am 24.2.1946 schliefen sie im Glauburgbunker. Dem Aufruf am 26.2.1946, aufs Land zu siedeln, folgten nur wenige Bunkerinsassen, die drei Familien jedoch meldeten sich sofort und kamen noch am gleichen Tag nach Diedenbergen.

Ilse empfand, dass sie den Umständen entsprechend gut in Diedenbergen aufgenommen wurden. Nelly aber empfand die Mienen der kleinen Buben, die sie argwöhnisch anstarrten, nicht unbedingt freundlich. Herr Schlüter, der Bürgermeister, gab sich Mühe, die Ankömmlinge bei den Familien Lehr, Riegel und im Gasthaus zum Taunus unterzubringen. Die Einheimischen sahen diese Maßnahmen nicht gern, hatten jedoch Verständnis für ihre Lage und halfen sogar, die allergrößte Not zu mindern. Der Diedenberger Fahrer schließlich, der ihre Kartoffelzuteilungen besorgen sollte, hatte alles „verschrottelt“, und in jenen Tagen sah Ilse ihre tapfere Mutter das erste Mal weinen. Mit einer dünnen Kartoffelbrühe sollte sie ihre Familie ernähren. Überall, wo sie in Russland lebten, hatten sie eine Kuh, Schwein und Kleinvieh und mußten niemals hungern. Ja, selbst auf ihren Fluchtstationen hatten sie immer Kleinvieh und Land. Hier nun, am Ende ihrer langen Flucht, sollten sie nun verhungern? Ilse erzählte, wie ihre Mutter nähren ging, sie selber beim Bauern half und auch Oma Ullrich und Tante Dillmann (Elli's Mutter) die kleinste Arbeit annahmen, um an Lebensmittel zu kommen. Im März bekamen sie ein Stückchen Land von der Gemeinde, und durch eine Zupacht von 4 Morgen Land waren sie schnell aus der Hungerphase heraus. Als sie bereits 1957 ein großes Haus in Selbsthilfe errichteten, sah man längst nichts mehr von der Not ihrer Vergangenheit.

Ilse ist heute noch die am stärksten geprägte Persönlichkeit aus jener Zeit, und glaubt noch heute, allen helfen zu müssen, besonders ihrem kleinen Bruder Edwin, dem heutigen Hauseigner. Heinz, ihr Mann, der neben seiner Berufsarbeit ein erfolgreicher Dirigent ist, unterstützt sie in allen Dingen. Elli hat auch einen Einheimischen geheiratet, der noch heute neben seiner Berufsarbeit sein Land bebaut. Willi Freud ist das, was man so als ein „prima Kerl“ bezeichnet. Er züchtet als Hobby riesige Nußbäume, jedoch mit ganz kleinen Nüssen daran, damit die Früchte nicht gestohlen werden.

Nelly (Natascha) schließlich ist mit dem Altweilbacher Franz Hart verheiratet, mit dem ich seit frühesten Kindertagen befreundet bin, und über diese Freundschaft erfuhr ich jene außergewöhnliche Erzählung. Alle Kinder der Seels und Ullrichs haben heute wiederum Einheimische zum Ehepartner oder Freund, und sind längst echte Diedenberger oder Weilbacher geworden. Weilbacher aber sind auch als Soldaten durch die Dörfer ihrer Vorfahren gezogen oder liegen dort begraben, wie z.B. Fritz Rhein in Nikopol, Ludwig Flick in Melitopol, und die vielen anderen Weilbacher in der Ukraine und der Halbinsel Krim. Ihr Schicksal und das schwere Los der Flüchtlinge, die heute unsere Nachbarn oder Freunde sind, lassen sich hier zusammenfassend zu einer echten „Weilbacher Erzählung“ verarbeiten.

Es ist wohl gut verständlich, dass Ilse immer wieder versuchte, etwas von ihrer alten Heimat zu erfahren. Nach und nach knüpfte sie wieder Briefkontakte mit Vettern und Basen an, die in ganz Russland verstreut leben. So erfuhr sie auch, dass einer ihrer Verwandten ihr altes Land besucht hatte, jedoch keines ihrer Dörfer mehr vorfand. Von Großvaters Bauerhof schauten nur noch einige Grundmauern aus dem Gestrüpp hervor und selbst Teile der alten Straßen- und Bahnverbindungen in jener Gegend waren nicht mehr vorhanden. Somit entfällt auch ihr Wunsch, die Heimat der Väter im Zeitalter der „Perestroika“ zu besuchen.

Wie gut Ilse damals beobachtet hatte, kann man auch noch auf beiliegender Übersichtskarte nachvollziehen. Sie erzählte, dass sie drei Tage den Kanonendonner hörten, bis sie schließlich gestoppt wurden und dann entgegengesetzt fuhren. Die Bahnstrecke verlief damals parallel zur Hauptkampflinie und vor Kiew wurden die Zugentführer vor der H.K. entdeckt, worauf der Transport dann von der Front weg nach Westen rollte. Infolge der vielen Aufenthalte im Frontgebiet benötigte der Transport damals drei Tage für diese Strecke.

Ilse Friedemann meint heute, dass Einheimische und Flüchtlinge sich damals durch gemeinsam getragene Not und Aufbauarbeit gut zusammengefunden hätten. Die Aussiedler der 80er Jahre, die heute aus armen Verhältnissen in unsere Gesellschaft kommen, meinte sie, dürften es wesentlich schwieriger haben, sich hier einzuleben und integriert zu werden, ganz zu schweigen von den vielen Asylanten, die aus anderen Kulturkreisen kommen, anderen Glaubens sind und lieber im Ghetto wohnen als Deutsch zu lernen und sich zu integrieren. Manche Prahlten sogar mit der Übernahme Deutschlands, indem sie mehr Kinder zeugen und in absehbarer Zeit die Mehrheit haben.

Unseren Nachkommen sei diese Erzählung wieder ein Beweis dafür, was ein gesundes Volk gemeinsam leisten und kompensieren kann, wenn sie die gleiche Weltanschauung haben. So gesehen stellen die deutschstämmigen Rückwanderer auch heute kein Risiko für unsere Gemeinschaft dar. Was aber geschieht mit jenen Gruppen, die sich aus weltanschaulichen und religiösen Gründen nicht einordnen wollen und deshalb zur Gettobildung neigen? Wir wollen alle hoffen und wünschen, dass wenigstens ihre Nachkommen kompromissbereiter sind und sich assimilieren, damit der innere Friede in unserem schönen Land erhalten bleibt.

Demjenigen Leser, dem diese Erzählung zu nüchtern vorkommt, den möchte ich daran erinnern, dass diese Berichte nicht als Unterhaltungs- sondern als Informationslektüre gedacht sind, mit denen viel Information auf wenig Papier weitergegeben werden soll. Ilse Friedemann hat diese Vergangenheit noch immer nicht ganz bewältigt. Sie half bis an die Grenzen ihrer finanziellen Möglichkeiten, indem sie Pakete mit dringenden Bedarfsartikeln zu ihren Vettern und Basen nach Russland und an die Bürgermeisterfamilie nach Schnepfental schickte. Ihr Mann Heinz war nicht immer über die Höhe der Kosten informiert, meinte Ilse lächelnd, als sie mir dies erzählte. Einmal, erzählte sie weiter, wäre der Bürgermeister und Tochter Marianne zu Besuch in Diedenbergen gewesen. Der alte Mann und Marianne wären sehr bescheiden und dankbar für jede Hilfe gewesen.

Leider hätte sie aber bei anderen Besuchern genau das Gegenteil erfahren, berichtete Ilse weiter. Mutter Adele hätte sich sehr verpflichtet gefühlt, jetzt Leuten zu helfen, die ihnen irgendwann auf dem langen Fluchtweg geholfen hatten, insbesondere aber auch entfernte Verwandte, die in der DDR eine neue Heimat gefunden hatten. Ein Schlüsselerlebnis allerdings veranlaßte sie, die umfangreich gewordenen Wünsche drastisch einzuschränken. Sie waren wieder einmal dabei, die immer größer werdenden Wunschzettel einer Dame mit großer Mühe zusammenzukaufen und liefen in Mainz und Wiesbaden alle Geschäfte ab, um ein gewünschtes, mit Strass-Steinen besetztes Hundehalsband zu erstehen. Mutter Adele war völlig erschöpft und bat im Geschäft um

eine Sitzgelegenheit. Sie erzählten dem Verkäufer eben, wo sie schon überall nachgefragt hatten, bis der sie fragte: „Das wollen Sie doch niemals für ihren Hund, das kann doch nur ein Wunsch von drüben sein?“ Als Ilse die Frage bejahte, meint der Verkäufer vorwurfsvoll. „Ist es denn so wichtig für Sie, dass Sie wegen einem solch unsinnigen Artikel Ihre alte Mutter bis zur Erschöpfung durch die Stadt schleppen, nur damit eine geltungssüchtige Person im Osten mit ihren Westbeziehungen prahlen kann?“ Mutter und Tochter sagten nichts zu dem versteckten Vorwurf des neutralen Mannes, doch Ilse überdachte die Dinge und zog gewisse Konsequenzen daraus.

Nachdem nun seit dem Spätherbst 1989 die Grenzen zur DDR geöffnet sind und die Menschen in Ostdeutschland ihre Währung 3 : 1 gegen DM tauschen sowie im Westen kaufen können, ist die private Hilfe ja auch nicht mehr so nötig. Diese Zeit der Grenzöffnungen war für alle Deutschen ein großes Ereignis. Ich selber erlebte es in Bad- Sachsa (Harz) mit. Nachts hatte man seitens der DDR den Zaun geöffnet, und als die Bad-Sachsauer am 11. 11. 1989 ihren traditionellen Sachs-Ball feierten, kam ein junger Mann durch das 5 km entfernte Grenzloch bei Ellrich und verkündete die Grenzöffnung, die niemand im Saal glauben wollte. Schließlich fuhren alle samt Musikkapelle zur Grenze und spielten dort auf.

Am 12.11. war ein Jahrmarktähnlicher Betrieb in Bad- Sachsa. Meine Frau, unsere Enkelbuben Adrian und Philipp sowie ich kamen in derber Wanderkleidung in das Städtchen, und als sich unsere kleinen Buben auf offener Straße um Brühwürste stritten, hielten uns die Leute für Ostdeutsche. Ich benutzte die Gelegenheit, einige Ostdeutsche nach ihren Erwartungen zu fragen. Viele waren nur froh, endlich in den Westen reisen zu dürfen, einige erhofften allmähliche wirtschaftliche Besserung mit westlicher Hilfe, und einer meint optimistisch, dass der Westen schnelle Besserung erwirken müsse. Kontrovers waren auch die Antworten westdeutscher Menschen. Von freudigem Friedenswillen bis zur pessimistischen Angst vor wirtschaftlichen Nachteilen reichte die Palette der Aussagen. Die Enkel der Kriegsgeneration haben nun zur Aufgabe, die Vergangenheitsbewältigung gemeinsam zu vollenden, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß sie ein schönes, friedliches Europa schaffen, in dem es keine Flüchtlinge mehr gibt.

## **Allerlei Überlieferungsreste**

Ich erwähnte bereits irgendwo in meinen Nacherzählungen, daß es in Weilbach noch viel Überlieferungen gibt, die aus nur wenigen Sätzen bestehen. Vermutlich waren auch diese Dinge für die Menschen tiefempfundene Ereignisse, die man hier festschreiben sollte.



## Gewerbe in alter Zeit

Ich habe geplant, später eine ausführliche Schrift unserer Gewerbestruktur zu verfassen. Hier vorab einige markante Betriebe im Dorf an der Heerstraße. Da waren Bewirtungsbetriebe, Stellmacherei sowie Schmiedebetriebe für durchziehende Laufkundschaft ein Selbstverständnis. Der Bericht von einer sogenannten „Schleifmühle“ am Oberbach muß sehr alt sein. Bisher hat man noch in keinem Urkundenbuch etwas darüber gefunden und nur der Gewannname „An der Schleifmühl“ in der Nähe des heutigen Rückhalte- Dammes ist stiller Zeuge des Überlieferten. Großvater, den ich einmal fragte, ob er die Mühle gesehen habe, vermeinte und meinte, dass sie auch sein Großvater nicht mehr gesehen habe. „Ei dej is Blitz un'Schlorch verschwunne“, pflegte er dann immer abschließend zu sagen. Damit meinte er aber nicht, dass sie vom Blitz vernichtet wurde, sondern er wollte mit dieser Redewendung aussagen, dass sie sehr schnell verschwunden sein soll. Möglicherweise durch ein Hochwasser weggeschwemmt, weil ja die Betonung auf „schnell“ lag und ein Hochwasser räumt nun mal schnell ab.

Auf jeden Fall darf man sich diese Schleifmühle nicht als Mühle mit festem Gebäudeteil vorstellen. Möglicherweise war es nur ein freies Balkengerüst, in dem ein Schaufelrad über eine Welle mit einem großen Schleifstein aus Sandsteinmaterial im Übersetzungsverhältnis 1: 1 routierte. Die Bevölkerung konnte also an dieser Einrichtung ihr Arbeitsgerät kostenlos anschleifen und die Gemeinde kam für die Errichtungs- und Erhaltungskosten auf. Da nun aus den Gemeinderechnungsbüchern nichts von Ausgaben für diese Einrichtung ersichtlich ist, kann diese Schleifmühle nur vor 1630 existiert haben, einer Zeitepoche also, deren Aufzeichnungen 1635 durch Feuer vernichtet wurden. Man sollte davon ausgehen, dass die o.a. Mühle nicht mit der Mahlanlage im Weilbacher Schloßgut identisch ist. Hier wurde wohl Getreide gemahlen.

Von einer Ölmühle wurde allerdings auch oft gesprochen. Das größte Gerede aber muß über die Schnapsbrennerei des Schlossgutes abgehalten worden sein. Heimatforscher Karl Kleber aus Diedenbergen zitierte mir wiederholt Eintragungen aus Diedenberger Urkundenbüchern, wo Strafsachen von Diedenberger Bürgern eingetragen wurden, die mit unerlaubten Alkoholgeschäften in Verbindung gebracht waren. Er wusste auch zu erzählen, daß man Schnapsleichen mit dem Schubkarren von der Weilbacher Schlossbrennerei nach Diedenbergen beförderte und dadurch „öffentliches Ärgernis“ erregte. Diese und ähnliche Vorkommnisse liegen allerdings sehr weit zurück und kamen nur noch bruchstückhaft in den Erzählungen meiner Großvatergeneration ins Gespräch. Weit mehr beschäftigten mich Gewerbebetriebe der letzten 100 Jahre. Da gab es zum Beispiel in der etwa 1.200 Einwohner zählenden Gemeinde 4 Bäckereien (Remsperger Hermann, Remsperger Philipp, Franz Lang und Franz Fritz), drei Metzgereien, 3 Schmieden und neben einer Wagnerei noch 4 Bauschreinereien (Schäfer, Keller, Wendel, Zipf). Wie die alle existieren konnten, ist mir ein Rätsel.

Weit in der Vergangenheit liegen auch vermutlich die Ursprünge der beiden Mauerziegelbrennereien an der Mainzer Straße. Alte Urkunden nennen eine „Höchstkauf“ oder den Familiennamen „Mollart“. Die beiden letzten Besitzer hießen Burghard und Nauheimer. Der Enkel des Adam Philipp Nauheimer, Jakob Remsperger (genannt „Bäcker Jakob“) erzählte mir am 25.1.1990 wie folgt: Sein Großvater A. Ph. Nauheimer war Eigentümer der sogenannten „Russenbrennerei“ am Ortsausgang in

Richtung Mainz links. Der am 30.8.04 geborene Jakob erzählte, dass er noch als Junge gesehen hat, wie sein Großvater die Steine herstellen ließ.

Die Lehmerde wurde mit Wasser angeteigt und in einem sogenannten „Göbel“, einem vom Pferd gezogenen Rührwerk gemischt. Anschließend wurde der Lehmteig in eine Form gedrückt und auf Brettern soweit ausgetrocknet, dass sie beim Transport ihre Form behielten, schließlich wurden sie dann zum Lufttrocknen aufgeschichtet. Nachdem die Lehmsteine fest und formbeständig waren, wurden sie in einem Gebäude ca. 3,5m hoch als viele Einzelsäulen so übereinandergesetzt, dass in jeder Säule eine Hohlsäule entstand, die ausreichend mit Luftöffnungen versehen war. Nun füllte der Brennmeister, ein Herr Remmert, die Hohlsäule mit Antrazitkohle auf und zündete sie unten an. Die Kohlenglut fraß sich nun nach oben und die dabei entstehende Hitze brannte den trockenen Lehm zu einem Mauerziegel.

Diesen sogenannten „Feldbrandziegel“ findet man noch heute in allen alten Backsteinhäusern. Der Volksmund nannte ihn „Backstein“, weil er ja aus Lehm gebacken war. Die beim Brennen der Glut zugekehrte Steinseite war meist glasartig angeschmolzen und entsprechend hart. So mancher Handwerker, der das Glück hatte, mit seinem Hartmetallbohrer auf eine solch glasierte Steinseite zu stoßen, soll diese schönen Steine schrecklich verflucht haben. Steine, die beim Brennen noch zu feucht waren, verformten sich bei der Brenntemperatur und wurden als „Fehlbrand“ bezeichnet. Alle guten Ziegel jedoch hatten infolge der einseitigen Brennwärme große innere Spannungen, die ein gezieltes Zurechthauen beim Vermauern unmöglich machten. Schlägt man die Steine mit der Finne des Maurerhammers an, um sie zu halbieren oder zu vierteln, brechen sie entweder schräg nach der Kaltseite, oder in Richtung irgend eines Spannungsrisses auseinander, und die Maurer jener Zeit fluchten genau so, wie später ihre bohrenden Handwerkerkollegen. Die Steinfabrikation wurde schließlich 1914 eingestellt.

Eine weitere Gewerbequelle in Weilbach waren die vor vielen Millionen Jahren vom Main angeschwemmten Kies- und Sandlager, die im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts vorwiegend von der Familie Flach ausgebeutet wurden. Später kam dann die Fa. Ziegler aus Hattersheim und die Autobahngesellschaft dazu, und ab 1946 beutete eine rücksichtslose Bande von auswärtigen Unternehmern unsere Kieslager total aus. Sie baggerten die Gemeindewege ab, machten die Durchgangsstraßen zur Kloake und fuhren Kinder tot. Schließlich verfüllten sie einige Gruben mit unkontrolliertem Füllgut und Giftmüll, der als Zeitbombe in unserer Gemarkung tickt.

Für unsere Nachfahren muß man an dieser Stelle einmal ganz klar festschreiben, dass diese Methoden durch die Kreis- und Landesregierung voll unterstützt wurden. Gerichtsklagen seitens der Gemeinde Weilbach wurden zu Gunsten der Unternehmer entschieden und selbst Maßnahmen der Wasserwirtschaftsinstanzen gegen das Ausbaggern und Wildverfüllen der Gruben wurden nicht beachtet. Die Bauwirtschaft in Kreis- und Landesebene wollte das Kiesmaterial um jeden Preis, und einige an Firmen beteiligte einflußreiche Volksvertreter dachten mit keinem Gedanken daran, Weilbach in seiner Notlage zu helfen, weil es auch um ihr Geld ging. Federführende Politiker machten ihren ganzen Einfluß geltend, damit keine Klagen wirksam wurden, die eine

Liefereinschränkung zur Folge gehabt hätten und unterdrück- ten damit alle Rechte der Bevölkerung. Heute, 1990, wären solche Zustände nicht mehr möglich.

Weitaus gemütlicher waren dagegen die Vorfahren der Familien Flach. Sie belieferten die Baustellen in und um Weilbach und benutzten dazu einen Kastenwagen, der genau einen Kubikmeter Sand fasste und einspännig bewegt wurde. Wenn im Winter die Bautätigkeit ruhte, füllten sie den feinen, weißen und getrockneten Quarzsand in kleine Säckchen und fuhren in die umliegenden Dörfer, um ihn als Streusand zu verkaufen.

In jener Zeit bestand in vielen Bauernhäusern der Küchenboden noch aus gestampftem Lehm. Dieser Lehm Boden wurde Samstag ausgefegt und mit jenem weißen Sand bestreut. Peter Schäfer, genannt „Florians Peter“, erzählte mir schmunzelnd, dass der alte Georg Philipp Flach, der Vater meiner Urgroßmutter, immer im Ländchen seine Ware anpries, indem er rief: „Soornd, scheeene weiße Soornd“ und die Kinder sollen ihm nachgelaufen sein und gesungen haben: „De Sorndmorn is doo, de Sorndmorn is doo, er brengd uns schiine weiße Sornd, doo es dej Modder froh.“

Dass unser Schwefelwasser als Versandware und später als Heilquelle vermerkt wurde, ist hinreichend bekannt. Die industrielle Aufarbeitung und der Verkauf unseres Natronwassers von ca. 1930 bis 1988 ist auch kein Geheimnis. Die Schließung erfolgte aufgrund des hohen Nitratgehaltes der zusätzlich angebohrten Quelle. Die alte Quelle aber fließt jetzt wieder als kleines Rinnsal in schadstoffgeminderter Reinheit wie vor vielen tausenden Jahren zur Freude und zum Wohle unserer Weilbacher Bevölkerung. Diese Freude wird allerdings etwas getrübt durch das Heer der Gastarbeiter, die in vielen großen Behältern dort ihr Trinkwasser holen, so dass die Einheimischen wegen ihren drei Litern oft 15 Minuten oder länger anstehen müssen. Diese Quellwässer schmecken nämlich quellfrisch am besten, weshalb der Einheimische dieses begehrte Naß nur in kleineren Behältern nach Hause holt.

Die nach dem Zweiten Weltkrieg angesiedelte Kleinindustrie wurde in extra ausgewiesenen „Industriegebieten“ angesiedelt und besteht aus je einer Kaschierfabrik, Fuhrunternehmen, Baumaschinenlager, Elektrobau, Betonwarenbetrieb, Elektro und Gartengerätehandel, Armaturenfabrik, Druckerei, Regalbaubetrieb, Entsorgungsbetrieb, Getreideumschlagbetrieb und zwei Holzverarbeitenden Betrieben. Im Bereich der Weilbacher Einzelhandelsgeschäften ist z.Zt. die Tendenz dahingehend, dass große Handelsketten die kleinen Familienbetriebe über Billigangebote ausrotten. Selbst in der Gastronomie, die bei leistungsgerechten Angeboten ausgezeichnet floriert, ist nur noch ein Betrieb in Altweilbacher Familienbesitz. Ca. 4.000 Weilbacher Einwohnern stehen heute (1990) insgesamt 5 Gastronomiebetriebe zur Verfügung. Vor der Jahrhundertwende gab es für unter 1000 Einwohner 7 große Gasthäuser mit 4 Saalbauten.

Die Menschen gehen also nicht mehr so oft in die Öffentlichkeit, haben weniger Gedankenaustausch untereinander und bilden ihre Meinung fast nur noch aus den Medieninformationen. Somit wären wir wieder bei dem Schlußthema von „Freunde in der Not“.

## Weilbacher Auswanderer

Es gab eine Zeit in Deutschland, wo deutsche Menschen aus wirtschaftlicher Not, religiöser und politischer Verfolgung oder aus Abenteuerlust auf den amerikanischen Kontinent auswanderten. Schlechte Ackerböden, habgierige Grund- oder Landesherren und fanatische Kirchendiener trieben damals ganze Dörfer in die Fremde und schadeten sich selber damit.

Für Weilbacher Auswanderer trafen die oben aufgeführten Motive nicht unbedingt zu, und das Streben nach anderen Ländern sowie ein Schuß Abenteuerlust dürfte ihren Entschluß im Wesentlichen beeinflußt haben. „Unter dem Krummstab war gut leben“ war der Ausspruch unserer Vorfahren, womit der Mainzer Bischofsstab gemeint war. Die Weilbacher lebten also unter einem humanen Landesherrn, hatten ausgezeichnete Ackerböden, und als das Industriezeitalter begann, hatten sie große Industriebetriebe vor der Haustür. Es ist also nicht verwunderlich, wenn in Weilbacher Unterlagen wenig Auswanderer zu finden sind. Doch gab es auch bei uns ein paar Ausnahmen, die aus meist privaten Gründen und ohne äußeren Druck ihr Glück in der neuen Welt suchten. Die bekanntesten von ihnen sollen in dieser Aufzeichnung erwähnt werden.

Im ausgehenden 19. Jahrhundert (1888) gingen zwei junge Mädchen nach New York. Als Grund gaben sie an, dass sie sich schämten. Ihr Vater Peter Lang, ein Onkel meines Großvaters Philipp Lang, hatte als Witwer ein Verhältnis mit einer jüngeren Witwe namens Caprano. Als dieses Verhältnis an der kontinuierlich dicker werdenden Schürze der Witwe sichtbar wurde, schämten sich die 18- und 19-jährigen Töchter so über die schreckliche Zügellosigkeit ihres Vaters, dass sie nicht mehr in diesem Ort bleiben wollten. Sie schnürten ihr nicht allzugroßes Bündel und fanden nach der Überfahrt in New York eine Anstellung als Hausgehilfinnen. Schließlich lernte Katharina Lang den gebürtigen Schwarzwälder Wilhelm Kuch aus Widdem kennen, während Margarethe Lang den aus Mannheim stammenden Bierbrauer K. Schardt kennenlernte. Sie heirateten und machten nun mit ihren Männern die gleichen Dinge, die ihr Vater mit der Witwe Caprano getrieben hatte. Aber wie das eben auf dieser Welt so ist, rächt sich

jedes schlimme Vorurteil an dem Verurteiler selber, so dass über kurz oder lang einige schreckliche, eheliche Zügellosigkeiten das Licht der Welt erblickten. Aller schlimmsten Dinge zum Trotz waren die Weilbacher Mädchen liebe Muttis und gute Ehefrauen. Ihre Nachkommen wohnen heute unter dem Namen Ibentaler in Columbus Ohio, oder dem Namen Long in Rochester bzw. Fred Kuck in New York.

Peter Christ, der Enkel des Peter Lang, erzählte mir diese Geschichte lächelnd und schmunzelnd, und so wie ich sie empfunden habe, möchte ich sie auch festschreiben. Die Geschwister müssen wohl irgendwann gemerkt haben, dass es zwischen zwei Menschen, die sich lieben, keine schrecklichen Zügellosigkeiten geben kann und nahmen mit Vater und Schwester Briefkontakt auf, der sich auch auf die Vettern Peter und Fred vererbte. Fred ist kinderloser Witwer und ein studierter Mann, von dessen Patenten auch heute einige in den Satelliten um die Erde kreisen. Er sprach recht gut Deutsch, war mehrere Male auf Besuch in Weilbach, und aus seinen Erzählungen konnte man entnehmen, wie sehr er seine Mutter Katharina verehrte.

Willi Müller, ein echter Weilbacher Bub sowie ein Enkel des Bürgermeisters und Ziegelfabrikanten Nauheimer, wanderte 1928 nach Buenos-Aires aus. Er hatte als einziger von seinen 6 Geschwistern in Höchst das Gymnasium besucht, in Krefeld sein Ingenieurexamen in Fachrichtung Textilfertigung und Färben absolviert, und somit ein gutes Rüstzeug erworben, die Welt zu erobern, was ihm auch recht gut glückte. Er machte sich in Argentinien selbständig und gründete eine Färberei sowie später eine Weberei und nachfolgend eine Kabelfabrik, die er bald wieder verkaufte. In den letzten 20 Jahren gründete er Niederlassungen in Süd-Argentinien (Palagonien) sowie Brasilien und betrieb neben einer Import-Exportgesellschaft noch diverse andere Geschäfte. Seine Hobby's sind sein Ferienhaus in Uruguay und sein Camp. Auf diesem Camp (Ranch) hält er zwischen 800 und 1.600 Rinder, die von Gauchos und einem Verwalter betreut wurden.

Willi ist sehr heimatverbunden und besuchte bis heute (1989) als 81 jähriger jedes Jahr mit seiner Frau Anita seinen Geburtsort Weilbach. In der Vergangenheit hatte er immer wieder für Weilbacher Vereine oder für die Kerbeburschen eine finanzielle Unterstützung parat, und auch für den Schulbau 1960 gab er seinen Acker günstig an die Gemeinde ab. Der Jungunternehmer Willi Müller holte 1932 seinen Bruder Hugo nach Argentinien. Willi erzählte mir glaubhaft, dass einige Tage vor Hugos Abreise die „Marie- Tante“, Frau Maria Dörhöfer, genannt „Dr. Bestels Marrie“ zu Müllers kam und bat: „Ei worn dou noch Amerika kimmst, un mein Anton siehst, ei dann sach'em er soll hoom kumme un de Hof iwwernemme“.

Hugo versprach, ihrem Wunsch gerecht zu werden, und die Familie Müller lachte insgeheim über das Ansinnen der „Marie- Tante“. Doch die Wege des Zufalls sind seltsam, und als Hugo in Rio einigen Aufenthalt hatte, ging er von Bord, um sich ein wenig umzuschauen. So saß er nun kurz vor dem Anbordgehen vor einem Straßencaffee im Hafenviertel und beobachtete das Treiben der Menschen um sich herum. Da fiel ihm ein großer, hagerer Mann auf, der vollgepackt mit Koffern auf ihn zukam. Der kommt dir aber bekannt vor, dachte er für sich, und als er näher kam, hörte er sich sagen, „ei des is jo de Bestels-Anton.“ Hugo sprach ihn an und Anton soll genauso überrascht gewesen sein wie Hugo. Leider aber soll es aus Zeitgründen nicht zu einem längeren Dialog gekommen sein. Hugo musste auf sein Schiff, und Anton musste seinen Dienstleistungsauftrag zu Ende bringen. Hugo konnte ihm nur den

Wunsch seiner Mutter mitteilen und ihn einladen, nach Buenos-Aires zu kommen. Er versprach, ihm dort Arbeit und Brot in Willis Fabrik zu beschaffen und schrieb ihm Willis Adresse auf einen Zeitungsrand. Die Müllers jedoch hörten nie mehr etwas von Anton Dörhöfer. Die Ehefrau Maria, von Antons Neffen Karl erzählte mir, dass Anton erst nach Russland ausgewandert war, jedoch nach einiger Zeit nach Weilbach zurückkam, um dann erneut nach Brasilien zu gehen. Anton hatte nach der Begegnung mit Hugo Briefkontakt mit seiner Familie, der jedoch 1962 abbrach. Er muß wohl in jenem Jahr gestorben sein. Dieter Dörhöfer wollte ihn später in Rio aufsuchen, fand aber nur noch das Haus gemäß der Beschreibung aus Antons Briefen vor. Im letzten Brief von 1962 schrieb er, dass er nur noch die Kleider hätte, die er auf dem Leibe trage und einen Mantel, aber er brauche nicht mehr.

Die Gründe seiner Auswanderung waren nicht klar zu definieren. Willi Müller erzählte, dass er und Anton oft gemeinsam vom Eddersheimer Bahnhof nach Weilbach gingen. Anton soll dabei oft vom Auswandern gesprochen haben. Er soll angeführt haben, dass dieses Deutschland ja für die vielen Einwohner zu klein sei: „die Deutsche sin Fleischfresser un hawwe koo Land fer Viehwirtschaft“, meinte er einmal, und irgendwann um 1926 hieß es im Dorf, dass der „Bestel's Anton“ ausgewandert ist.

Als ich Willis Erzählung einmal bei Peter Schäfer und Johann Hart zum Besten gab, schränkten die beiden den Wahrheitsgehalt dieser Begegnung in Rio mit den Worten ein: „Hermorn sei vorsichtisch wenn du suu wors uff- schreibst, des Milch- Pejobs sein Spötter un erzähle aach gern e'mol poor Sprüch.“

Willi Müller holte immer wieder Weilbacher nach Argentinien. Seine Eltern wanderten mit ihrem Mobiliar noch vor 1940 nach Buenos-Aires aus, wo sein Vater das Camp verwaltete. Sämtliche Geschwister wanderten nach dem 2. Weltkrieg mit ihren Familienmitgliedern auf abenteuerliche Weise zu ihrem Bruder Willi aus. Sie mußten damals die Einreiseeinschränkungen gegen Deutsche umgehen, indem sie über Spanien nach Argentinien einreisten. Willi hatte extra einen Pater als Reiseleiter angeworben, weil dieser die besten Verbindungen und Chancen über seinen Orden hatte, die Ausreisegruppe an ihren Bestimmungsort zu bringen. Willi hatte sich dieses Unternehmen etwas kosten lassen. Seine Geschwister jedoch kamen mit Hoffnungen in ein fremdes Land, die nicht alle realisierbar waren, weshalb die meisten nach wenigen Jahren wieder nach Deutschland zurückkamen.

1955 wollte Toni Müller für zwei Jahre nach Buenos-Aires, um sich beruflich weiterzubilden. Schließlich heiratete er dort eine aus Holland stammende junge Dame und lebt so bis zum heutigen Tag mit Frau und Kindern in Buenos-Aires. Er ist heute kaufmännischer Direktor in Willis Fabriken und besitzt selber ein Camp mit allem Zubehör.

Der letzte Aus- bzw. Zuwanderer in Willis Reich war mein Freund Hans-Günter Orth. Wir beide waren Freunde seit dem Kleinkindalter. Wir wohnten in unmittelbarer Nachbarschaft, krochen gemeinsam im Straßenschlamm und Sandkasten herum und vertrugen uns sehr gut. Meist verständigten wir uns bereits über unsere Wohnungsfenster im 1. Obergeschoß über das, was wir wohl jetzt unternehmen wollten. Alsodann rannten wir die Treppe hinunter, durch den Hof, blieben an unseren Toreingängen stehen, schoben das kurze Hosenbein hoch und pinkelten an die Regenrohre, der eine rechts und der andere links der Straße. Da nun diese Zeremonie

sich oft wiederholte, beobachteten dies viele Nachbarn und alle amüsierten sich über diese üble Angewohnheit. Gemeinsam sammelten wir nach Fliegerangriffen Granatsplitter, stahlen Nüsse oder gruben mit Spaten und Harke in der Erde nach Geheimnissen. Später lasen wir gemeinsam Märchen- und Jugendbücher, erlernten Musikinstrumente und unterhielten uns oft nur in Reimen, wobei wir eine ungeahnte Fähigkeit erreichten, die unseren Wortschatz ungemein erweiterte. Schließlich gingen wir auch später jede freie Stunde nach Hofheim zu den Mädchen und tauschten unsere amourösen Erfahrungen mit unseren Spielgefährtinnen aus.

Als er seine Prüfung als Exportkaufmann erfolgreich absolviert hatte, fragte er mich, was ich davon halte, wenn er für zwei Jahre nach Amerika ginge? Was glaubst du, meinte er, wenn ich mit Auslandserfahrung zurückkomme, was ich dann hier ein schönes Geld verdiene. 1956 hatte er mit Willi Müller gesprochen, der ihm eine Anstellung in seinen Fabriken versprach, und 1957 fuhr er nach Argentinien.

Wir schrieben uns oft und so erfuhr ich, daß er ein nettes Mädchen kennengelernt hatte. Die deutschstämmige Anneliese ist sehr lieb, schrieb er, und sie ist ein anständiges Mädchen, einfach zu schade für ein Abenteuer. Schließlich meinte er voller Überzeugung, dass er sich ja auch dort drüben nicht binden wolle und bald wieder heim käme. Im nächsten Brief schrieb er dann, dass er mit Anneliese nur in herzlicher Freundschaft verbunden wäre und sonst nichts. Sie würde ihm nur seine Hemden waschen oder Strümpfe stopfen, und dabei merkte er wohl gar nicht, dass das Netz ausgeworfen war, welches ihn über kurz oder lang an einen Ring fesseln würde, und genauso geschah es auch ein wenig später.

Nachdem er das erste Mal mit Anneliese und den beiden Kindern in Weilbach war, kam er fast jedes Jahr als Willi's persönlicher Sekretär geschäftlich nach Deutschland. Hansgünter erzählte mir dann von seinen Reisen, seinem neuen Haus, der Berufsarbeit und seinen finanziellen Erfolgen. Ich konnte weder beruflich noch finanziell ähnliche Erfolge vorweisen und ließ bei den Schilderungen über meine geschichtlichen Notizen oder meinen Bildern durchblicken, dass mir große finanzielle Erfolge nicht so wichtig erscheinen. Nach einem solchen Gespräch sagte er mir dann einmal, dass er mich um meine Lebenseinstellung beneide. Als ich ihm dann allen Ernstes vorschlug, doch aus dem Geschäft auszusteigen, meinte er, „des kann ich nit, ich hab so viel Geld investiert un`muss so weiter mache.“

Nach seinem ersten leichten Herzinfarkt wiederholte er immer öfter, dass er meine Lebenseinstellung besser finde als die seine. Längst war Hans-Günter als Ressortdirektor und Aktionär ein weitgereister, reicher, welterfahrener und erfolgreicher Mann und ich dagegen ein armer, einflußloser Wicht. Doch eines hatten wir noch gemeinsam. Wir hatten beide eine gute Familie, für die wir uns voll und ganz einsetzten.

So ist eben das Leben! Der eine hat Erfolg und beneidet den Freund, der auch ohne diesen Erfolg zufrieden ist. Als ich meine Arbeitsstelle als technischer Leiter kündigte, um wieder mehr Zeit für meine Hobby's zu haben, begeisterte sich Hansgünter so über meinen Entschluß, dass ich den Eindruck gewann, er hätte dies wohl am liebsten selber so gemacht. Ich habe sehr viel über diese Dinge nachgedacht und immer dann, wenn ich etwas unzufrieden mit mir bin, weil ich sehe, wie alte Freunde große Mercedes fahren und weit mehr Geld zur Verfügung haben als ich, dann denke ich an Hansgünter's Aussagen von wegen: „ich beneide dich“ und dann bin ich wieder mit mir

im Reinen. Bis über seinen Tod hinaus hilft mir nun ein Freund, mit meinen bescheidenen Erfolgen zufrieden zu sein, denn Hansgünter erlitt 1983 in seinem 47. Lebensjahr einen tödlichen Herzinfarkt, der uns alle sehr betroffen machte.

Auch für Willi Müller war der Tod seines fleißigen Ressortdirektors ein schwerer Verlust. Er hatte sich schon etwas ins Privatleben zurückgezogen und wollte eigentlich die Geschäfte weitgehend an Toni und Hansgünter abtreten. So aber mußte er sich wieder selber mehr um die Fabrik kümmern, was er bis zum heutigen Tage tut. Am 6.3.1990 wurde Willi 82 Jahre alt, und er erscheint noch täglich in seinem Büro. Er ist noch hellwach in seinem Denken, hat einen gesegneten Appetit und immer Durst auf einen guten Weilbacher Apfelwein. Hin und wieder hört man ihn klagen, dass keine Altersfreunde mehr lebten, und er ist immer froh, wenn wir Jüngeren mit ihm einen Trinken gehen, damit er noch einen Grund hat, nach Weilbach zu kommen. Seine Heimatverbundenheit und Liebe zu dem alten Weilbach ist ungebrochen, und besonders aus diesem Grund heraus ist dieser Bericht etwas umfangreicher ausgefallen.

Es gingen nach dem Zweiten Weltkrieg noch einige Weilbacher nach Übersee, doch war ihr Risiko nicht so groß wie bei den oben aufgeführten Personen. So wurde Peter Schäfer von seiner Speditionsfirma nach Brasilien versetzt, und Edith Rüger ging mit ihrem Mann nach Bolivien. Sie sind aber mit den vorab beschriebenen Auswanderern nicht vergleichbar, denn sie beziehen ihr Gehalt nach unserem Entlohnungssystem sowie eine satte Auslösung und können somit infolge des steilen Sozialgefälles dieser Länder mit Luxuswohnung und Diensthofen wie die Fürsten leben.

Eine dritte Kategorie Auswanderinnen sollen auch nicht unerwähnt bleiben. Es handelt sich um Helma Gaubatz, Edeltraut Nolte und Heidi Wenzel, die einen Amerikaner heirateten und als Ehefrauen mit nach Amerika gingen. Ihr Risiko, dort Fuß zu fassen, war das kleinste von allen.

Am schwersten dürften es diejenigen gehabt haben, die ohne gute Berufsausbildung und ohne Geld in eine ungewisse Zukunft flohen wie die Geschwister Lang oder Anton Dörrhöfer. Willi Müller und seine ihm nachfolgenden Freunde hatten aber bereits eine gute Ausbildung, mussten sich jedoch so wie jeder andere in ihrer Wahlheimat hocharbeiten, ohne dass sie wie Peter Schäfer z.B. ein Gehalt bezogen, das sich infolge des Währungs- oder Sozialgefälles im Konsumbereich vervielfachen ließ. Alle jedoch, mit denen ich Gelegenheit hatte zu reden, hatten mehr oder weniger Heimweh nach unserem schönen Deutschland und nach Weilbach.

Zum Schluß dieser „Erzählungen aus Weilbach“ möchte ich allen genannten und ungenannten Informanten für ihre Mitteilungsbereitschaft danken. Ich gehe bei allen Informanten davon aus, dass sie mir ihr überliefertes Wissen so weitergegeben haben, wie sie es selber erfuhren. Von dieser Annahme ausgehend konnte ich ohne umfangreiche Nachprüfungen des Wahrheitsgehalts diese Erzählungen festschreiben.

Es ist mir wichtig, dies abschließend nochmals zu erwähnen. Schätzungsweise hätte eine Überprüfung so viel Zeit benötigt, dass nur ein Bruchteil dieser Aufzeichnungen festgeschrieben worden wäre. Somit wären einige dieser Überlieferungen verloren und spätere Generationen hätten nie mehr die Gelegenheit, aus Archivmaterial diese Überlieferungen zu beweisen. Da es aber immer Menschen geben wird, die sich für unsere Vergangenheit interessieren, ist es gerechtfertigt, den Mut zu haben, Quantität vor Qualität zu setzen.



## Quellennachweis

Auerbach, Berthold, „Tagebuch aus Weilbach“, von 1843  
Hauptstaatsarchiv, „Abteil. 331 / XV Medicina.I  
Hochheimer, Willi, „Weilbacher Chronik“, von 1969

Lauck, Bürgermeister, „Heimsuchung Flörsheims“, von 1917  
Leitermann, Heinz, „Zweitausen Jahre Mainz“, von 1962  
Lixenfeld, Hermann, „Erzählungen aus dem alten Weilbach“, von 1988  
Marx Joh. Friederich, „Main- Taunuskalender“, von 1950

1. Schäfer, Rudolf: „Höchst am Main,“ von 1981 - Straßen verstopft: S. 105, Custine: S. 103,  
Rückeroberung: S. 103, Jordan: S. 104

Schramm P. E. „Kriegstagebuch der deutschen Wehrmacht“, Bd. 1 bis 8

Diese Unterlagen dienten zur Überprüfung der Aussagen von Lory Buch und Ilse Friedemann. Alle ihre Schilderungen decken sich mit den entsprechenden Tagebuchblättern, soweit sie dort im Detail wiedergegeben sind.

Schüler Theodor, „Alt Nassau“, Beil. z. Wiesbadener Tagebl. Nr. 1/1899 u. 12  
2. Weilbacher „Gemeindeunterlagen“, Urkundenbuch 1811, 1783, 1785, 1792“

**Informanten:** Weilbacher und Diedenberger Bürger die wesentliche Aussagen zu diesen Erzählungen machten, sind jeweils in den Erzählungen erwähnt und zitiert. Der Wahrheitsgehalt meiner Wiedergaben kann jederzeit bei den noch lebenden Informanten überprüft werden.

Ich bedanke mich an dieser Stelle bei allen denen, die mir ihr Wissen und ihre Erlebnisse für diese Publikation mitgeteilt haben.

Herzlichen Dank auch an H. Hans Krell, der mir, als guter Kenner des Weilbacher Ortsarchives, einige gute Hinweise gab. Meinen ganz besonderen Dank möchte ich Frau Elisabeth Dreyer und Frau Dagmar Stenzel aussprechen, die mir beim Erstellen des Schriftsatzes und der Schriftgestaltung sehr behilflich waren.